

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 19.

Gottschee, am 4. Oktober.

Jahrgang 1907.

Schönheit und Anmut.

In Schönheit wohnt oft Haß und Neid,
Wer nur nach ihr jagt, ist ein Tor;
Doch Anmut jedes Herz erfreut,
Denn sie geht weit der Schönheit vor.
Die Anmut ist's, die Schönheit gibt;
Doch Schönheit nie solch Anmut leiht,
Daß man die Schönheit darob liebt.

Wozu die Zeit uns ruft.

Noch immer nicht zu ruhigem Rückblick und zu zufriedener Ausruhen bei dem Erreichten können und dürfen uns von ihren Hochwarten aus die treuen, umsichtigen Wächter und Führer unseres katholischen deutschen Volkes rufen. Immer vorwärts! So lautet ihre Mahnung, vorwärts zu positiver Arbeit für den Schutz und die Förderung der noch immer bedrängten geistigen und materiellen Güter des christlichen Volkes. Gefährdet und bedroht ist alles, was uns Katholiken und jeder positiven Konfession hoch und heilig gilt, Religion und Kirche, Ehe und Familie, Sittlichkeit und Erziehung und was darauf beruht, die nationale Wohlfahrt und Kultur bis herab zur Sicherung der notwendigsten und gerechtesten wirtschaftlichen Erwerbs- und Arbeitsinteressen. Oder sind der allerdings tief blamierte Prager internationale Freidenkerkongress, die sozialdemokratischen Tagungen in Stuttgart, Essen und in Salzburg, die weiteren Bestrebungen auf dem Gebiete der „Freien Schule“, die den früheren Entscheidungen widersprechende jetzige Anerkennung der „Ehen“ abgefallener Priester seitens des I. I. Obersten Gerichtshofes, der himmelstreichende, in geradezu ausraubender Ver-

teuerung sich bekundende Warenwucher der meist jüdischen Ringe und Kartelle, die wachsende sittliche Verderbnis und die Zahl trauriger Familiendramen zc. zc. nicht laut sprechende Zeugen dieser Behauptung? Wir Katholiken dürfen darum der feindlichen Minorarbeiten nicht ruhig zusehen, wir müssen vielmehr umsichtig die Schutzdämme erweitern, die Verteidigungsposten erhöhen und auch von sichernder Kleinarbeit nicht ablassen. Rasten hieße da rosten und den Feinden Zeit zu weiterem Vorprung gewähren.

Den verschiedenen Zetterfordernissen der einzelnen Gegenden entsprechend müssen auch die Schutz-, Hilfs- und Abwehrmittel im christlichen Lager gewählt werden. Auch die Gegner arbeiten ja mit Mitteln der mannigfachsten Art. Das erste, was jeder Christ sich als Pflicht zuerkennen und von jedem Mitchristen verlangen kann, ist das eine, daß er keinem antichristlichen Vereine als Mitglied angehöre und keine katholikenfeindlichen Zeitungen halte oder antireligiöse Unternehmungen fördere. Das Gegenteil wäre direkter Verrat. Es wäre ein schlechtes Lehrbuch, das unter die Giftschwämme die guten, eßbaren Pilze einreicht. Würde obige selbstverständliche Pflicht charaktervoll erfüllt, dann würden die Reihen der Gegner und ihre festen Positionen bald gelichtet. Christlichgestimmte Männer und Frauen: heraus aus allen katholikenfeindlichen Vereinen! Wäre dies überall in Dorf und Stadt erreicht, dann wäre schon viel gewonnen. Aber der Mensch ist von Natur aus ein soziales Wesen und zu Geselligkeit und zur Erstrebung von Zielen

gedrängt, die nur durch Zusammenschluß vieler erreicht werden können. Man muß darum gute, katholische Vereine zur Wahrung und Förderung materieller und geistiger Güter gründen und dort, wo solche Organisationen schon bestehen, ihnen beitreten, was aber für alle Klassen, auch für Reiche und für die Intelligenz gilt. Gar mancher schlechte Verein wäre in einem Orte gar nicht erst aufgekomen, wenn vor Jahren dort rechtzeitig ein katholischer Verein mit zeitgemäßen Zielen, katholische Volksbibliotheken, christliche Fachgewerkschaften, christliche Bauern-, Schul- und kaufmännische Vereine, christliche Hochschulverbindungen, Jünglingsvereine, Frauenvereine, Kongregationen zc. gegründet worden wären. Rechte Schulung und Aufklärung würde da, wie wir es im deutschen Rheinland, Westfalen und Pr.-Schlesien sehen, unter jung und alt gebracht worden sein. Die daraus von selbst sich ergebende Folge liegt nahe: Die Mitglieder dieser katholischen Vereine wären auch jene Kreise, aus denen sich Vereine für bestimmte Zwecke und Kreise wie Feuerwehr, Veteranen, Turner, Touristenvereine u. dgl. rekrutieren, und würden als charaktervoll christliche Mitglieder oder Zetter dieser Vereine keinen Mißbrauch derselben zu antichristlichen Zwecken zulassen, z. B. keine Festveranstaltung derselben an Sonntag-Vormittagen unter Ausschluß oder Verunmöglichung des pflichtmäßigen Gottesdienstbesuches oder der Benützung nur katholikenfeindlicher Zeitungen zur Ankündigung und Inserierung ihrer Vereinsangelegenheiten. Und unsere christlichen Vereine dürfen, auch wenn sie noch so viele Jahre zählen, nicht alt werden in dem

Sinne, daß sie nur bewährte Mitglieder haben: Immer muß sich ein solcher Verein versüßen, indem ihm junge Mitglieder zuwachsen und aus den Händen der Alten die bewährte Fahne christlicher Grundsätze kräftig in die Hände nehmen.

Wohnt wirklich das Glück und der Friede in einer Gegend, in einer Stadt, einem Dorfe oder auch nur in einem Hause schon deshalb, wenn Reichtum, Bildung und alle modernen Einrichtungen wie Elektrizität, Gas, Telephon, Automobil u. s. w. daselbst vorhanden sind? Nein, so werden tausende Reiche und Moderne ausrufen müssen. Auch zu allen äußeren Vervollkommnungen gehört, um von Glück, Friede, Sitte und Sicherheit reden zu können, die Herzensbildung, die Charakterfestigkeit, und diese baut sich nur auf den unverrückbaren Grundlagen auf, die uns der liebe Gott durch die Religion, durch seine Kirche gegeben hat. Ja alle äußere Kultur, die im vornehmen heidnischen Rom und Babylon, Ninive, Karthago, Persopolis zc. ja auch schon geradezu großartig und raffiniert verfeinert war, ist ohne wahre Religiosität ohne Bestand, weil die Sittlichkeit der Menschen ohne sie nicht bestehen kann. Durch Verzicht auf die Religion und auf Sittlichkeit vernichteten jene schwelgenden Heiden sich selbst und ihre Kultur, die man jetzt noch in den Ausgrabungen ihrer Städte bewundert. Auch der moderne Fortschritt hat keine Verheißung auf Bestand, wenn den Menschen die Religion und damit gegenüber ihren Leidenschaften die Selbstbeherrschung fehlt. Was von Völkern und Städten geschichtlich gilt, wiederholt sich im Kleinen aber beim Einzelnen und in den Familien. Darum ruft die Gegenwart uns als Aufgabe auch für die Zukunft zu, am Kreuz, an der katholischen Religion und Sittlichkeit unabringlich festzuhalten; nur dadurch wird mit dem Fortschritt auch das Glück und der Herzensfriede für die Menge wie für den Einzelnen garantiert.

Kindlicher Glaube.

Wenn dich des Lebens Stürme umziehen,
Trau nur im Herzen der göttlichen Macht;
Bald muß das drohende Dunkel entfliehen,
Folgt doch die freundliche Sonne der Nacht;
Können des Schicksals Wechsel doch rauben
Nimmer des Herzens vertrauenden Mut,
Bricht doch der Zeiten zerstörende Wut
Nie an den Vater den kindlichen Glauben.

Die Notwendigkeit christlicher Gewerkschaften.

Aus nationalpolitischen, sozialen und religiösen Gründen sind christliche Gewerkschaften

nötig, nachdem die sogen. freien Gewerkschaften durchweg Werbebataillone für die politische Sozialdemokratie wurden und in ihrer Oberleitung und in den atheistisch-antireligiösen Festartikeln ihrer Fachpresse sich als sozialdemokratisch beeinflusst erweisen.

Darüber besteht kein Zweifel: Die großen Erfolge der Sozialdemokraten bei den heurigen Reichsratswahlen sind hauptsächlich ihrer guten Organisation zuzuschreiben. Ihre Organisation hat es ihnen ermöglicht, selbst im kleinsten Dörfchen ihre Anhänger zu sammeln.

Die bürgerlichen Parteien mußten am 14. Mai den Mangel einer strammen Organisation gründlich verspüren, sodaß manche vorher starke Partei fast wie vernichtet aus der Wahlschlacht hervorging. Nur die christlich-soziale Partei hat nicht nur ihre frühere Stellung aufrecht zu erhalten vermocht, sondern sie hatte selbst noch größere Erfolge aufzuweisen als die Sozialdemokraten, sowohl was die Zahl der Mandate betrifft, als die Zahl der abgegebenen Stimmen. Dies war aber nur möglich, weil die christlich-soziale Partei auch organisierte Arbeiter zu ihren Parteigenossen zählt, was den anderen bürgerlichen Parteien im großen ganzen abgeht. Wie notwendig aber der weitere Ausbau der Organisation der christlichgesinnten Arbeiter ist, erhellt aus dem raschen Anwachsen der vaterlands- und religionsfeindlichen Sozialdemokraten. Während im Jahre 1902 die sozialdemokratische gewerkschaftliche Organisation 135.178 Mitglieder zählte, hat sie heute bereits die Zahl von 500.000 überstiegen.

In Böhmen z. B. waren voriges Jahr 148.393 Arbeiter Mitglieder von sozialdemokratischen Gewerkschaften. Manche Berufszweige, wie z. B. die Buchdrucker, Lithographen Metallarbeiter sind fast ganz sozialdemokratisch organisiert. Gerade weil unter den Arbeitern das Bedürfnis vorhanden war, sich zu vereinen nach Berufszweigen, um ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, die Sozialdemokraten aber geschickt diese ursprünglich rein wirtschaftlichen und neutralen Gewerkschaften für ihre Partei ausnützten, haben diese Organisationen ein so ungeheures Wachstum aufzuweisen. Während 10 Jahre erforderlich waren, um die Mitgliederzahl der sozialdemokratischen Gewerkschaften von 46.606 im Jahre 1892 auf 135.178 im Jahre 1902 zu bringen, genügt die Zeit von weiteren 4 Jahren, um diese Zahl auf eine halbe Million zu steigern. Angesichts dieser Steigerung der sozialdemokratischen Organisation muß auf christlicher Seite nun eifrig darangegangen werden, der sozialdemokratischen Hochflut durch Gründung von christlichen Gewerkschaften einen Damm entgegenzusetzen, da die Arbeiter ihre wirtschaftlichen Forderungen und Vorteile durch christliche Fachorganisation ja noch besser wahren können als durch sozialistische Organisation, ohne ihre ideellen Güter und Ueberzeugungen zu verletzen.

Die Wahlen haben ergeben, daß die christlich-soziale Partei in allen Kronländern, in denen sie zum erstenmale als solche auftrat — ganz besonders gilt dies von den Sudetenländern — eine sehr ansehnliche Stimmen-

zahl erreicht hat. Um aber die christlich-soziale Idee zu festigen und ihr noch neue Anhänger zu sichern, ist es notwendig, daß einerseits die christliche Presse eine größere Verbreitung finde, andererseits, daß die christliche Arbeiterorganisation weiter ausgebaut werde.

Die Gewerkschaft hat die Aufgabe, eine Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft anzustreben, sie sachlich zu schulen, in Noilagen zu unterstützen und derselben eine menschenwürdige Existenz zu schaffen. Jeder Stand, auch der Bauernstand wie der Arbeiterstand, strebt eine Hebung und Verbesserung seiner materiellen Lage an, letzterer u. a. auch Regelung der Arbeitszeit, Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Arbeitsvermittlung u. s. w. Diese Vorteile, die die gewerkschaftliche Organisation zu bieten sucht, haben es mit sich gebracht, daß es den Sozialdemokraten mit dieser Organisationsform gelungen ist, auch in gut kathol. Gegenden Eingang zu finden. Dort wollte man um des lieben Friedens willen keine christlichen Gewerkschaften gründen, bis eben die sozialdemokratischen Gewerkschaften kamen und sich in der Gegend festsetzten. „Es ist tief bedauerlich,“ schreibt das Taschenbuch für die christlichen Arbeiter Oesterreichs mit Recht, „daß viele Leute den Weg zur Gründung einer christlichen Gewerkschaft oder anderen Arbeiterorganisationen erst dann finden, wenn ihnen die Sozialdemokraten hart an den Leib rücken. Wenn sich die sozialdemokratische Gewerkschaft in einer kathol. Gegend schon breit macht dann sollen auf einmal die christlichen Gewerkschaften kommen und sie aus dieser Gegend verdrängen. Da ist es schon viel zu spät oder sehr schwer. Man muß den Sozialdemokraten womöglich zuvor kommen. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften pflegen sich unter dem Deckmantel von unpolitischen, rein wirtschaftlichen Organisationen einzustellen. Sie vermeiden erst jede Diskussion über politische und religiöse Fragen. Erst, wenn die Leute Mitglieder des „freien“ Verbandes sind, wird ihnen allmählich das sozialdemokratische Programm beigebracht und in der sozialdemokratischen Gewerkschaftspresse wird jede Religion verhöhnt. Und gegen diese sozialdemokratische Gefahr gibt es nur ein Mittel: Man gründet selbst eine christliche Gewerkschaft!“

Sind in einem Orte christlichgesinnte Arbeiter einer bestimmten Berufsklasse, z. B. Textil-, Holz-, Leder-, Bauarbeiter usw. in genügender Anzahl beisammen, so gründe man Ortsgruppen oder Zahlstellen des betreffenden christlichen Fachverbandes z. B. des Textilarbeiterverbandes oder des Bauarbeiterverbandes. Man setze sich ins Einvernehmen mit der christlichen Reichsgewerkschaftskommission in Wien, 7. Bez. Kaiserstr. 8. Von dort aus werden dann die Weisungen über Durchführung der Organisation ergehen. Es genügt, wenn man mit 8-10 Mitgliedern beginnt. Christliche gewerkschaftliche Zentralverbände, dh. Verbände, die in ganz Oesterreich Ortsgruppen

und Zahlstellen gründen und männliche und weibliche Mitglieder haben können, gibt es bereits folgende 14: Der christliche Verband 1. der Textilarbeiter, 2. der Holzarbeiter, 3. der Eisen- und Metallarbeiter, 4. der Bäckerarbeiter, 5. der Selbhergehilfen, 6. der Buchbindergehilfen, 7. der Bau- und Steinarbeiter, 8. der Tabakarbeiter, 9. der Handels-, Expeditions- und Verkehrsarbeiter, 10. der Bergarbeiter, 11. der Eisenbahner, 12. der Kleidermacher-Gehilfen, 13. der Schuharbeiter, 14. der Handelsarbeiter. Hat eine Branche noch keine eigene Ortsgruppe, dann können sich deren Zugehörige vorläufig einer bestehenden anderen christlichen Fachortsgruppe anschließen. Der Einwand, daß der christliche Charakter einer Gewerkschaft im wirtschaftlichen Kampfe keine Berechtigung habe, ist insofern unrichtig, als eben durch den ausgesprochen sozialdemokratischen Charakter der sogenannten „Freien Gewerkschaften“ christliche Arbeiter denselben nicht angehören können. Die christlichen Gewerkschaften beschäftigen sich übrigens nicht mit der religiösen Erziehung der Arbeiter. Das ist Aufgabe der kathol. Gesellen- und Arbeitervereine, sondern nur mit wirtschaftlichen Fragen, aber so, daß das Christentum mit seinen Lehren von der Gerechtigkeit und Nächstenliebe die Grundlage der Gewerkschaftsidee ist.

Da der Haß der Freimaurerei und der Sozialdemokratie gegen die Religion, namentlich gegen das Christentum, auch die Arbeiter in 2 Lager gespalten hat, in eine christliche und in eine religionsfeindliche Gruppe, so ergibt sich die Notwendigkeit für die christlichen Arbeiter, eigene christliche Gewerkschaftsorganisationen zu schaffen. Auf Arbeiter! Vereint euch, hinein in die christlichen Gewerkschaften, gebraucht euer Recht der Vereinigung und des Zusammenschlusses!

An Maria!

Windet heut' den Kranz der Rosen,
Flechtet treue Liebe ein,
Daß wir in der Stürme Tosen
Innig uns Maria weih'n.

Aller großen Mütter Krone
Ist die Gottesmutter, mild,
Mit dem lieben teuren Sohne
Auf dem Arm, das schönste Bild.

Wenn wir knien im Kreuzeschatten,
Vor der Himmelskönigin,
Will der müde Arm ermatten,
Uns're Mutter stärket ihn.

Darum laßt den Kranz nun winden
Unsrer Himmelskönigin,
Singt ihr Lieder, die da künden
Süßes Lob und gläub'gen Sinn.

Streiflichter.

Reklame auf Zeichensteinen
Ist die neueste „Kulturblüte“ des modernen Zeitgeistes. Auf den Kirchhöfen von New-York kann man seltsame Grabinschriften lesen, die dem Geschäftsgeist des amerikanischen Volkes ein besseres Zeugnis ausstellen als seiner

Pietät. So heißt es z. B. auf einem Grabstein: „Unter diesem Steine wird eines Tages James Bolton ruhen; augenblicklich aber leitet er noch in glänzender Weise in der 15. Avenue Nr. 57 das wohlbekannte Schuh- und Ledergeschäft J. Bolton u. Co.“ Eine andere Inschrift lautet: „Hier liegt John Smith; er richtete gegen sich selbst einen Revolver, System „Colt“ und war augenblicklich tot. Der Revolver „Colt“ ist die beste Waffe für Selbstmörder!“ Echt amerikanisch und modern heidnisch.

Gott läßt seiner nicht spotten.

Eine schreckliche Strafe fand soeben, wie aus Aachen gemeldet wird, bei dem benachbarten holländischen Orte Heerlen ein unerhörter Frevel. Holländische Bergleute zerrümmerten ein Kreuz und wollten den Christuskörper in den glühenden Schlackenberg werfen. Dabei fiel einer von ihnen in die glühende Masse und verbrannte. Mehrere an dem Vorfall beteiligte Bergleute wurden verhaftet. Hoffentlich gehen sie in sich, damit nicht auch sie das Schicksal ihres verbrannten Frevelgenossen hier oder im Jenseits ereile.

„Dob von Rom“ in Ungarn.

In Südnngarn hat man unter dem harmlosen Titel: Schutz und Pflege des Christentums, genau wie es jetzt wieder in Galizien von evangelischer Seite geschehen soll, eine Vorarbeit für den Evangelischen Bund Deutschlands und Abfall von der kath. Kirche eingeleitet. Man hat dabei anfänglich nicht mehr getan, als daß man das Bedauern darüber aussprach, daß die katholische Geistlichkeit magharisiere. Wir selbst haben über den Geistlichen als Sprachmeister auf der Kanzel und in der Religionsstunde unser Bedauern nicht verhehlen können, aber das gibt den deutschungarischen Katholiken gar keinen Grund, ihrer Kirche untreu zu werden. Bei den lutherischen Konventen und von der lutherischen Geistlichkeit in Ungarn wird die Magharisierung nicht minder betrieben, so sehr, daß man es z. B. selbst in der deutsch-evangelischen Gemeinde in Pest eigentlich nicht mehr aushalten konnte. Nun kommt in einem Wiener deutschnationalen Blatte auch noch die folgende lehrreiche Beschwerde:

„Der Dechant des Oedenburger evangelischen Kirchenbezirkes Augsburger Bekenntnisses — der Wackere führt den deutschen Namen Johann Brunner — hat angeordnet, daß an sämtlichen in seinem Kirchenbezirk bestehenden evangelischen Schulen von diesem Schuljahr an der Unterricht ausschließlich magharisch sein soll. Nunmehr gibt es im ganzen großen evangelischen Kirchendistrikt jenseits der Donau, in dem Hunderttausende von Deutschen wohnen, keine einzige deutsche Schule mehr!“

Somit wird den deutschen Lutheranern Westungarns nichts übrig bleiben, als — wieder hübsch katholisch zu werden.

Zeitgeschichten.

— **Die falsche Adresse.** Die „Straßburger Post“ veröffentlichte unlängst nachstehendes Vorkommnis: Zu einem Imker kam eine Bauersfrau und erzählte, sie habe vernommen, daß er durch seine Bienen Gift aus dem Körper vertreiben könne. Der Imker, kein Freund von vielen Reden und Fragen, ging zu seinem Bienenstande, fing einige Bienen ein und setzte sie der Frau ohne weiters in den Nacken, indem er dafür sorgte, daß sie kräftig stachen. Da wendete sich die Frau unter Stöhnen wütend herum und versetzte dem hilfreichen Manne zwei schallende Ohrfeigen. „Du dummer Schinderhannes“, schrie sie giftig, „ich hob ja gar ka Gift, die hat ja mein Mann!“ und damit verließ sie schimpfend und stöhnend vor Schmerz den verblüfft dastehenden Heilkünstler.

— **Ein gutes Mittel, um Güterschlächter zu vertreiben,** wendet man in Geislingen in Deutschland an. So oft ein Hof dort zur Versteigerung kam, und es bewarben sich Güterschlächter um ihn, brachten die Bauern des Dorfes durch Mitsteigerung den Verkaufspreis stark in die Höhe, kauften aber dann keine Parzellen und die Hofschlächter waren gezwungen, den Hof wieder mit Schaden loszuschlagen. Nach Geislingen sollen keine Güterschlächter mehr kommen. Leider läßt der böse Neid oft die Anwendung eines solchen Schutzmittels nicht zu.

— **Schauderhafter Vorfall.** Unlängst wurde in Breconshire, wie aus London berichtet wird, ein graufiger Fund gemacht. Ein verheirateter Mann namens Jones verlor seine Stellung und machte sich auf den Weg nach dem Swansea-Tal, um dort Arbeit zu suchen. Da man nichts mehr von ihm hörte, bildete sich eine Suchabteilung, die ihn auf einem einsamen Bergfegell fand. Der Unglückliche hatte sich wahrscheinlich verlaufen und scheint durch Hunger und durch Entbehrungen geistig gelitten zu haben. Er war halb entkleidet. Krähen hatten ihm die Augen ausgefressen und Stücke Fleisch aus dem Gesicht gehackt. Der Unglückliche lebte noch, als man ihn fand, starb er bald darauf unter gräßlichen Schmerzen.

— **Ein furchtbares Brandunglück.** Von einem Riesenbrande wurde die Ortschaft Petersdorf bei Hirschberg in Preussisch-Schlesien heimgesucht. Das bekannte Hotel „Silesia“ ging völlig in den Flammen auf. Leider sind dem entseffelten Elemente auch Menschenleben zum Opfer gefallen. Drei Kinder des Hausbesizers Feuchner kamen in den Flammen um, während drei Dienstmädchen schwere Verletzungen erlitten.

— **Die Kunst wird geehrt.** Daß die Kunst heutzutage noch hochgeschätzt wird und nicht ausschließlich nach Brot geht, beweist eine Nachricht aus Kreuznach. Dort ließ sich dies vor einiger Zeit an dem „Ehrenabende“ eines Schauspielers im Kurtheater feststellen. Es wurde ihm neben den üblichen andern Dingen wie Wein, Zigarren, Blumen, auch ein volles, mit Würstchen „geschmackvoll“ verziertes Faß Bier auf die Bühne gereicht.

Die Uhr.

Eine Erzählung von Hermann Hirschfeld.
(Fortsetzung.)

Der junge Mensch schien jemanden zu erwarten, jedesmal, wenn sich die Türe öffnete, blickte er gespannt auf.

Er war im „blauen Hahn“ kein Fremder. Seines Zeichens nach war er ein Kunstmaler und fertigte auf seinen Streifzügen in der Gegend seit einem Monat für billigen Lohn wirklich hin und wieder auf einem Bauernhof das Conterfei des behäbigen Besitzers oder seiner Hausfrau an, die nicht ohne eine gewisse Ähnlichkeit sich durch grell leuchtende Farben auszeichneten und die Arbeit in den Augen eines Kenners nur ein Achselzucken gesunden haben würde.

Arme Mutter, wie wohl ist dir, daß dein irdisches Auge der freundliche Tod geschlossen; denn jener Jüngling, herabgekommen, freundlich und friedlos — es ist dein Sohn — ist Hans Meiler. — Den Kopf in die hohle Hand gestützt, sitzt er in trüben Gedanken da — doch jetzt richtet er sich empor — abermals öffnet sich die Tür und der Erwartete tritt über die Schwelle der Wirtstube, — der böse Geist, der Versucher des Armen mit dem leicht betörten Sinn — der Steinmehlsohn Paul Hiller.

Im Gegensatz zu Hans sah sein Gefährte ganz stattlich aus; aber um so Schlimmeres las der Menschenkenner aus seinem Antlitz in dem niedere Leidenschaft ihre Spuren zurückgelassen hatten. — Sie waren bei einander geblieben, die beiden Genossen, so lange das Geld anhielt, das als sein Eigentum mitzunehmen Hans sich für berechtigt hielt. Ihr erster Aufenthalt war die Schweiz gewesen, wo sich der Jüngling vor etwaiger Verfolgung durch Herrn Martens sicher glaubte. Dem schien auch so in der Tat und selbst als sich die beiden jungen Leute wieder nach Deutschland wandten, störte kein Hindernis ihre Bahn. Es war Hansens Lieblingswunsch gewesen, sich in einer größeren Stadt in seiner Kunst ausbilden zu lassen, um einst vor Herrn Martens hintreten und ihm sagen zu können: ich hatte Recht und du hattest Unrecht. Aber Paul ließ ihn nicht zur Ausführung seines Vorsatzes kommen. Der leichtlebige Bursche schleppte den nur allzuwilligen Gefährten von Ort zu Ort — nun war ihr Besitz aufgezehrt. Da trennte sich der Steinmehlsohn vom jüngeren, jeder suchte auf eigene Hand Erwerb zu finden; doch entfernten sie sich nie zu weit auseinander, um nicht von Zeit zu Zeit an einem vorher bestimmten Orte zusammentreffen zu können. Jedemfalls war Paul Hillers Verdienst der

bessere, aber es war mehr als zweifelhaft, daß er ihn der sauren Arbeit seiner Hände zu verdanken hatte. — Der Kommende ließ sich neben Hans nieder, bestellte ein gutes Essen und machte über die magere Kost des armen Jungen schlechte Witze.

„Du hättest es anders haben können, wenn Du nicht so einfältig ehrlich sein wolltest,“ sagte er.

Hans wehrte mit einer Handbewegung ab; „das large Brot, das ich genieße, habe ich mit meinem Schaffen verdient, Paul,“ gab er zurück — „hast Du es auch für das reiche Mahl, das man Dir eben bereitet?“

Der andere lachte. „Verdient hab' ich es auch, — wie — kann Dir gleich sein, da Du nicht mittun willst — bist Du vielleicht verantwortlich für mich?“

„Doch Paul,“ entgegnete Hans in ungewohntem Ernst, „dadurch bin ich's, daß ich mit Dir verkehre. Denn immer klarer wird es mir, daß Deine Wege nicht die rechten sind. Lose Streiche waren es, zu denen Du mich verführtest, sie sollten die erste Sprosse und Leiter des Verbrechens sein, wie ich fürchte; mit Dir ist es, wie ein Rausch, desto furchtbarer ist, wenn ich allein bin und mich auf mich selber besinne. Und ich bin zu dem Entschluß gekommen, Paul,“ endete er halb laut, indem er einen mutigen Anlauf nahm, „es geht so nicht länger — wir müssen auseinander gehen, für lange, Paul, wenn nicht für immer.“

Paul lachte halblaut auf. „Am Ende häuist Du mich gar für einen Räuber und Mörder?“ spottete er. „Und Deine gepriesene Ehrlichkeit — sieh doch, wie weit sie Dich gebracht, was hat Dir die Muttergottes genügt, vor deren Bild ich Dich oft in Tränen sah? Hat sie auch b's heute nur den kleinsten Finger gerührt, um Dir zu zeigen, daß sie Dich hört oder daß Deine schlechte Zeit nur eine Prüfung sein soll?“

„Ich habe vielleicht den Schutz der Heiligen verwirkt, Paul,“ antwortete Hans traurig. „Und doch,“ — die Schlange des Zweifels erhob ihr Haupt in der Seele des Jünglings — „etwas könnte sie für mich tun, ich habe keinen Pfennig mehr im Beutel und mein Quartier im nächsten Dorf ist noch nicht bezahlt.“

Das Gespräch der beiden jungen Leute ward durch die an sich helle und im Eifer der Rede noch erhöhte Stimme des Hausmeisters des Amerikaners unterbrochen. Der kleine würdige Herr hatte am Honorarentisch den Platz eingenommen, an dem bereits der Schulze, der Apotheker und noch ein paar angesehene Ortsbürger ihre Gläser leerten. — „Ja Herr Schulze,“

rief Gabriel eben, „Ihr habt Recht; mein Herr ist ein Sonderling, aber ein grundgütiger Mann, wenn er auch herb und streng erscheint wie — ein Meerrettig,“ kam es komisch genug heraus, da sich eben kein anderer Vergleich finden lassen wollte.

Das Lob des „Amerikaners“ fand allgemeine Zustimmung und in seinem Herrn geschmeichelt, fuhr der Hausmeister fort:

„Freilich seine Eigenheiten hat er ja, mein lieber Herr. Wozu dient ihm nun eigentlich sein hübsches Sandhaus, wenn er es nur zweimal im Jahre besucht? Für mich ist es ja ein Heim für meine alten Tage, auch brauche ich mich mit keinem zu streiten, denn ich bin ganz allein und habe im Vorderhause meine Junggesellenwohnung; der Herr aber bewohnt ein paar Zimmer im hinteren Flügel, die nach dem Garten hinaus gehen und eines davon im Erdgeschoß, dicht bei seinem Schlafzimmer, scheint für ihn eine Stätte zu sein, die ihm beinahe so heilig wie ein Gotteshaus ist. Eine riesige ganz alte Uhr steht darin und kostbare Bilder, alle ernst, die meisten der hl. Schrift entnommen, hängen an den Wänden. Und ein kleines Bild ist dabei — man könnte es bequem unter dem Rock wegtragen, das soll ein hochberühmter Meister in der Jugend gemalt haben; es stellt zwei Engelsknauben vor. Das hat neulich ein Professor gesehen, der auf einer Fußwanderung sich verirrt hatte und in unserem Hause Raft erbat — der hat gesagt, das Bild sei mindestens seine zweitausend Taler wert.“

„Ausschneider,“ flüsterte Paul zu seinem Gefährten hinüber, indem er eine spöttische Miene zog.

Hans verneinte durch ein Kopfschütteln. „Der Mann lügt nicht,“ entgegnete er im gleichen Ton.

„Was weißt Du davon?“

„Ich habe das Bild gesehen!“

„Du?“

„Ja; und wenn ich auch endlich einsehen habe, daß Herr Martens, den ich so tief gekränkt und dem ich nicht mehr unter die Augen zu treten wage, Recht gehabt und ich nur stets ein Stümper in der edlen Malkunst bleiben werde, so habe ich doch so viel Verständnis, um ihre hohe Schönheiten zu erkennen und mit den Namen ihrer Meister vertraut zu sein. Und von einem der erlesensten stammt das Bild des Herrn Gabriel. Sein Maler nennt sich Murillo.“

Ein seltsames Beuchten kam aus Paul Hillers grauen Augen, es war, als ob in seiner Seele ein Gedanke mächtig aufblitze.

„Aber wie kommst Du — —“

„Ich fragte im Sandhause, bei dem ich auf meiner Wanderschaft in der Gegend vor-

über kam, nach einem Auftrag,“ erklärte Hans. „Der Hausmeister — jener Mann dort am Tisch — war allein anwesend. Ein Portrait zu malen gab es nicht, aber ein starker Regen hatte in einigen Räumen des Erdgeschosses die Farbe der Decke und Wände an einigen Stellen beschädigt. Da gab mir dann abermals das Handwerk einen Verdienst, wo mich die Kunst im Stiche ließ.“

„Das Bild hängt im Erdgeschoß?“ — Paul rückte ganz nah an den Gefährten heran — „Ist das hoch?“ Verwundert blickte Hans ihn an. „Nein,“ antwortete er, „ich habe mich sogar gewundert, daß der Besitzer solcher Schätze sie nur hinter leichten Baden zur Nachtzeit birgt; aber was kümmert das Dich eigentlich?“

„Weil — kein n Laut, keine Bewegung, die verraten könnte,“ raunte Paul, — „weil wir noch in dieser Nacht das Bild heraus holen wollen.“ „Elender, — Diebstahl?“ Mit Mühe unterdrückte der empörte Jüngling den lauten Ausruf.

Der andere hatte seinen Arm gefaßt und preßte ihn. „Still,“ herrschte er ihm zu. „Bedenke, es ist ja nicht Geld noch Edelstein. Ob der Mann das Bildchen hat oder nicht, macht ihm nichts aus. Der Hausmeister schläft vorn und hört nichts; ich habe bei mir, womit man Fenster und Baden öffnen kann — um Mitternacht steigt Du ein, reichst mir durchs Fenster das Bild — und fort geh's im Galopp; wer hat's getan? In Dresden aber kenne ich einen Juden, der ist erpicht auf solche Sachen und fragt nicht, woher sie kommen. Unter tausend gebe ich's nicht und fünfhundert find Dein.“

„Versucher,“ höhnte Hans, „nein, niemals ein Dieb, ein Verbrecher!“

„Spielst Du schon wieder den Frommen,“ höhnte der andere, „nun gut, Du sollst mich los werden, tu meinen Willen dies einzige Mal und es soll zwischen uns für immer geschieden sein.“

„Paul, Paul, ich kann nicht!“ —

„Du wirfst uns noch die Beute auf den Hals hezen!“ grollte Paul. „Komm mit mir!“

Wie betäubt ließ sich Hans von dem Gefährten ins Freie ziehen; der Abend war lind, der Himmel bedeckt, vom Walde strich ein frischer, würziger Hauch!

Aus dem Dunkel der Nacht hob sich das weiße, zierliche, von Gartenanlagen umzogene Landhaus des Amerikaners hervor. Die Hinterseite des Gebäudes stieß beinahe dicht an den Wald und die trennende Einfriedigung durch ein kaum mannhohes Gitter durfte etwaigen Eindringlingen ihr Geschäft nicht allzustark

erschweren. Uebrigens war die Gegend sicher und seit langer Zeit hatte man nichts von einem Einbruch vernommen.

Vom Turm des nahen Ortes tönten drei Schläge; noch eine Viertelstunde und der Zeiger stand auf Mitternacht.

Ruhig, in tiefem Frieden lag das Haus; der Hausmeister zu rechter Zeit aus dem Wirtshause heimgekehrt, hatte sicherlich schon längst sein Lager aufgesucht.

Doch im hinteren, nach dem Garten hinaus gelegenen Teil des kleinen Gebäudes, in dem sich die Zimmer des Herrn befanden, leuchtete es plötzlich auf. Aus dem Schlafzimmer des Amerikaners kam ein mittelgroßer älterer Mann in dunkler Kleidung; er trug eine kleine, von einem Schirm bedeckte Silberlampe in der Hand und berat den nebenan liegenden Raum, dessen Tür durch eine schwere Doppeltür ersetzt ward.

(Schluß folgt.)

Schilderungen alter Sitten und Gebräuche.

Von Anton Liffa.

Zur Zeit der Kaiserkirchweih oder Landkirchweih, wenn die Ernte schon vorüber und der Landmann sich bis zur Saatzeit eine kurze Frist gönnen kann, werden auf dem Lande verschiedene Belustigungen veranstaltet, heute jedoch kaum mehr solche, welche ich vor fünfzig Jahren selbst gesehen habe.

Bevor ich jedoch auf den Kern übergehe, will ich erst kurz die Entstehung der Kaiser- oder Landkirchweih schildern:

Vor Zeiten wurde nur an dem, dem Namenstage jenes Heiligen, welcher Kirchenpatron des Ortes war, folgenden Sonntag das Kirchweihfest abgehalten.

Kaiser Josef II. wollte nicht, daß die Landleute von einem Orte zum andern wandern, da hiedurch viel Zeit in Anspruch genommen und die Arbeit versäumt wurde, weil nach dem Kirchenbesuche die Unterhaltungen oft mehrere Tage dauerten. Es wurde daher das allgemeine Kaiser- oder Landkirchweihfest eingeführt, das zu gleicher Zeit sich über das ganze Land verbreiten und hiedurch die Wanderungen der Landleute von einem Orte zum andern verhüten sollte. Der Kaiser hatte jedoch mit dieser Einführung nichts erreicht, denn die Landleute hielten das im Orte übliche Kirchweihfest, aber auch jenes der Kaiser- oder Landkirchweih und so wurde statt eines, sogar ein zweites Kirchweihfest geschaffen und daher doppelt getrunken und Zeit versäumt.

Bei einem Kirchweihfeste dauerten die Unterhaltungen gewöhnlich drei bis vier Tage, oft wurde am nächsten Sonntage darauf nochmals die Nachkirchweih gefeiert, mithin wieder eine halbe Woche getanzt, gejubelt, getrunken und geraust. Dem Tanze wird bei diesem Anlasse auch heute noch, besonders bei den slavischen Völkern gehuldigt, gewöhnlich im Freien und um den sogenannten „Maibaum.“

Die Landleute, insbesondere das junge Volk, sammeln sich an einer Stelle, von wo

aus der Zug unter Vorantritt der Musik in Form eines Hochzeitzuges zum Tanzplatze marschiert, wo die Unterhaltung bis in die Nacht hinein währt, und wo es mehrere Tage so fortgeht.

Finden sich Stadtleute oder auch andere Gäste als Zuschauer ein, so kommt der ausgewählte Bräutigam oder der Ex-Bräutigam den Gästen mit Wein und Rosmarinzweiglein entgegen, führt zugleich dem Gaste ein Mädchen am Arme entgegen und bietet dasselbe zum Tanze an, natürlich kostet diese Ehre eine kleine Beisteuer zur Unterhaltung.

Eine sonderbare Unterhaltung war jedoch in Deutschböhmen zu meiner Knabenzeit (: wie vorerwähnt vor fünfzig Jahren :) das sogenannte „Hohnerdaschlogen“ (: Hahn erschlagen :) Die Burschen entwendeten in einer Landwirtschaft einen lebenden Hahn, der schon einige Tage vorher ausgekundschaftet war. — Der Eigentümer mußte sich mit dem Verluste zufrieden geben, denn er wurde nach der Unterhaltung auch zum Schmause des erschlagenen Hahnes eingeladen.

Der Bursche, der das Glück hatte, des Hahnes habhaft zu werden, durfte denselben am Tage der Unterhaltung öffentlich zeigen.

Auf eine Tragbahre wurde ein Bierfaß gerollt, auf dieses Faß setzte sich der Bursche, den lebenden Hahn bei den Füßen hoch haltend und vier Männer trugen den Burschen unter Vorantritt der Musikavalle und des jubelnden Volkes vom Gemeindehause zum Unterhaltungsplatze; dieser wurde entweder am Ringplatze des Ortes, oder in dessen Nähe auf freiem Felde gewählt. Hier angelangt, wurde nach einigen Pistolenschüssen Ruhe geboten, eine allgemeine Stille trat ein; das Faß wurde mittlerweile von der Tragbahre heruntergehoben und frei aufgestellt.

Ein als Richter verkleideter Bursche stellte sich auf das Faß und verlas das Urteil über den Hahn, der wegen vieler Verbrechen zum Tode durch Erschlagen verurteilt wurde. Die Burschen hatten schon mehrere Nächte vorher verschiedenes Unheil angerichtet z. B.:

Eine junge Witwe hatte ihr Haus zu dem bevorstehenden Kirchweihfeste frisch färbeln und putzen lassen und in einer Nacht wurde es mit verschiedenen Figuren schwarz bemalt; bei einer alten Jungfer wurde ein zum Schutze gegen Fliegen mit Drill überzogenes Fenster in Brand gesteckt; einem Kleinhäusler wurde das ganze Gemüse aus dem Garten ausgerissen, ja sogar ein Wagen wurde bei einem Landmanne in der Nacht zerlegt, auf das Dach des Stalles geschafft und dort oben auf dem First wieder zusammengestellt, ohne daß der Eigentümer hievon Kenntnis hatte und ähnliche Streiche, oft auch recht böse, wurden noch mehr verübt.

Alles dieses hätte angeblich der Hahn verschuldet. Daß derlei Unfug oft bis zum Gerichte führte war begreiflich. Nach diesem Urteile wurde der Hahn an eine lange Schnur gebunden und diese an einem Pflocke befestigt; nun ging die Heze erst los: Einem Burschen wurden die Augen verbunden, er bekam einen Dreschflegel in die Hände und so wurde er dreimal um das aufgestellte Faß herumgeführt.

Nun ging er frei auf den Hahn los; daß er dabei den Weg oft verfehlte, ist begreiflich, auch wich der Hahn sofort aus, wenn sein Totschläger ihm in die Nähe kam; dieser durfte nur einen Schlag mit dem Dreschflegel tun traf er den Hahn nicht, so mußte er einen kleinen Geldbetrag in die Kassa erlegen und sofort kam ein anderer Bursche als Hahnschläger an die Reihe.

So ging es fort, bis das Tier tot gemartert war.

Daß bei solchen Unterhaltungen oft größere Unfälle, ja auch Unglücke vorkamen, ist nicht zu verwundern.

Durch Pistolenschüsse wurden z. B. einem Manne die Augen verbrannt, ein Hahnschläger stürzte mit verbundenen Augen über einen Feldrain, wobei er sich die Zigarrenspitze in den Mund stieß u. a. m.

Solche gefährliche Unterhaltungen sind gottlob in unserer Zeit nicht mehr erlaubt, doch das Kaiser- oder Landkirchweihfest bleibt für immer.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1.—15. Oktober.

1. Dienstag. Remigius, Bisch. († 533). Sonnenaufg. um 6 U., Unterg. um 5 U. 38 M. Tagesl. 11 St. 38 M. — 2. Mittwoch. Leodegar, Bisch. und Mart. († 678); Gerin, Mart. († 677), Amandus, Bisch. — 3. Donnerstag. Gerhard, Abt († 959); Brüder Ewald, Mart. († 695). — 4. Freitag. Franz v. Assisi, Ordensstifter († 1226); Edwin, König. — 5. Samstag. Placidus, Mart. († 546).

6. Sonntag. Rosenkranzfest. Festevang. Maria wird vom Engel Gabriel als die Gnadenvolle begrüßt. Sonntagsevangel. (Joh. 4, 46—53): Jesus heilt von fern den Sohn des königlichen Beamten. Bruno, Ordensstift. († 1101).

7. Montag. Markus, Papst († 336); Justina, Mart. ☾ Neumond um 11 U. 18. M. vorm. — 8. Dienstag. Brigitta, Wtw. († 1373) Laura, Laurentia, Jgf. M. — 9. Mittwoch. Dionysius, Bisch. u. Mart. († 272). — 10. Donnerstag. Franz v. Borgia, Bef. († 1572). — 11. Freitag. Wimarus, Bef. († 774); Bruno, Erzb. († 995). Sonnenaufg. um 6 U. 16 M., Unterg. um 5 U. 17 M. Tagesl. 11 St. 1 M. — 12. Samstag. Maximilian, Bisch. u. Mart. († 283).

13. Sonntag. Evang. (Matth. 18, 23—35): Jesus lehrt am Gleichnisse vom unbarmherzigen Knechte, daß auch der himmlische Vater sich dessen nicht erbarmen wird, der nicht seinem Nächsten von Herzen vergibt. Eduard, König u. Bef. († 1066).

14. Montag. Kallistus, Papst u. M. († 223); Burkard, Bisch. (752) ☽ Erstes Viertel um 10 U. 59 M. mgs. — 15. Dienstag. Theresia, Jgf. († 1582). In Schlesien: Hedwig, Herzogin und Witwe.

12. Oktober.

Der hl. Maximilian, Bischof u. Martyr. († 283.)

Die Länder, welche zur Römerzeit das alte Noricum bildeten, insbesondere Oberösterreich, Steiermark, Salzburg und ein Teil von Oberbayern feiern zum Teil festlich das Andenken eines heiligen Glaubensboten, welcher der Apostel Noricums genannt wird, des Bischofs und Martyrers Maximilian von Cilli, der zugleich der Familienpatron des Hauses Habsburg ist.

Wenn auch sehr wenig Zuverlässiges über diesen Mann Gottes bekannt ist, so genügt das Wenige schon, um die hohe Verehrung zu rechtfertigen, welche diesem Heiligen schon zur Zeit des hl. Bischofs Rupert von Salzburg zu Teil wurde. Denn Maximilian erscheint als der erste Bekenner des christlichen Glaubens in Oesterreich, der das Bekenntnis Christi mit seinem Blute besiegelte.

Er soll von begüterten Eltern aus Cilli in Steiermark abstammen und eine sorgsame Erziehung zu Wissenschaft und Tugend genossen haben. Dem Rufe Christi folgend, verteilte er sein reiches Erbe unter die Armen und widmete sich ganz dem Dienste Gottes. Um jene Zeit war das Toleranzedikt des römischen Kaisers Gallienus erschienen, welches den Christen die öffentliche Übung ihrer Religion gestattete. Diese Zeit benützte auch Maximilian, um das Evangelium Jesu Christi in dem noch heidnischen Noricum zu predigen. Besonders hielt er sich in und um Lorch in der Nähe von Linz in Oberösterreich auf, wo er die erste Christengemeinde gründete. Hier soll er vom Klerus und Volk zum Bischof gewählt worden sein, doch scheint er mehr als sogenannter Reisebischof, wie sie zu jener Zeit oft vorkamen, zu betrachten zu sein. Papst Sixtus II. sandte Maximilian aus, um den ersten Samen des Christentums in den Gebieten des damaligen Noricums auszustreuen und der eifrige Bischof kam nach der Ueberlieferung bis nach Oberbayern, in die Gegend von Freising und Tegernsee, sowie nach Salzburg und Steiermark. Nach mehr als 20 jährig. apostolischer Wirksamkeit errang Bischof Maximilian noch die Märtyrerpalm in seiner Vaterstadt Cilli. Unter dem heidnischen Kaiser Numerian brach abermals die Christenverfolgung aus und wurden überall Opfer für die römischen Götter angeordnet. Auch manche Christen, die in der längeren Friedenszeit lau geworden waren, ließen sich aus Menschenfurcht zur Verleugnung des christlichen Glaubens und zum Opfern verleiten. Bischof Maximilian sah das mit betrübtem Herzen, betete zu Gott um Kraft für sich und die Gläubigen, predigte auf öffentlichem Markte gegen die Torheiten des Götzendienstes und beschwor insbesondere die Christen, Christus die Treue zu bewahren und den Tod um des christl. Glaubens willen nicht zu scheuen.

Der Präsekt der Stadt ließ nun den freimütigen und unerschrockenen Bischof vorführen und wollte auch ihn zum Opfern zwingen. Da aber der Heilige standhaft blieb, wurde er zur Stadt hinausgeschleppt und enthauptet. Fromme Christen begruben den Leichnam des hl. Martyrers außerhalb der Stadt und hielten sein Grab in Ehren. Als der hl. Rupert als Glaubensbote nach Salzburg kam, fand er beim gläubigen Volke eine hohe Verehrung des hl. Maximilian vor und erbaute zu dessen Ehre eine Kirche zu Bischofshofen im Pongau. Auch ließ er das Grab des heiligen Maximilian öffnen und seine Gebeine erheben und zuerst nach dem Pongau bringen. Später kamen sie nach Burgkirchen, sodann nach Altötting und, da sie hier vor den Einfällen

der Ungarn nicht sicher waren, um das Jahr 985 nach Passau, wo sie seitdem ruhen.

Das Fest des hl. Bischofs Maximilian wird zumeist am 12. Oktober an seinem Todestage gefeiert. Möge der Same des wahren Christentums, den Bischof Maximilian zuerst in Oesterreichs Gauen gepflanzt, nie vom Unkraut des Unglaubens und Irrglaubens überwuchert werden, sondern tausendfältige Frucht durch alle Jahrtausende bringen unter dem Schutzpanier des Hauses Habsburg und seines hl. Patrons St. Maximilian!

Rechtstunde.

Fremdes Vieh, wie Ziegen, Schafe, Schweine und Federvieh, welches jemand auf seinem Grund und Boden antrifft, ist man nicht berechtigt, sofort zu töten; es kann durch passende Gewalt verjagt werden, oder wenn er dadurch Schaden gelitten hat, das Recht der Privatpfändung über sovielen Stück Viehes ausüben, als zu seiner Entschädigung hinreicht. Doch muß er binnen acht Tagen sich mit dem Eigentümer abfinden oder bei Gericht klagbar werden, widrigenfalls das gepfändete Vieh zurückstellen. Das Vieh muß auch zurückgestellt werden, wenn der Eigentümer eine andere angemessene Sicherstellung leistet. Nach § 65 des Forstgesetzes ist es jedoch gestattet, wenn bei den genannten Tiergattungen, welche in fremden Forstgebiete betroffen werden, eine Pfändung nicht geschehen kann, dieselben zu erschießen. Das getöte Vieh ist aber an Ort und Stelle für den Eigentümer des Viehes zurückzulassen. Wenn aber nachweislich das Vieh nur durch Bergung in einem benachbarten Walde drohender Gefahr entzogen werden konnte, (z. B. Schneefluht, Hagelschlag usw.), so ist der vollführte Vieheintrieb nicht strafbar. Doch sind hierbei verursachte Beschädigungen zu vergüten. Wurde Feldgut durch Vieh beschädigt, und gehört dasselbe nicht zu der unter der Obhut des Gemeindehirten stehenden Gemeindeherde, so hat das Feldschutzpersonale die Pfändung für die Beschädigten zu vollziehen und das Vieh dem Ortsvorstande zu übergeben, welcher die weitere Verhandlung über die Ersatzleistung einleitet. Bei Beschädigungen des Feldgutes durch Tiere haftet der Eigentümer für den Schadenersatz, es mag eine Pfändung vorgenommen worden sein oder nicht, und zwar auch dann, wenn die Tiere mit anderen in einer Herde vereinigt und einem Hirten anvertraut werden.

Von mehreren Eigentümern des Herdenviehes, durch welches eine Beschädigung erfolgt, haftete jede zur ungeteilten Hand, wenn die schädlichen Viehstücke oder deren Eigentümer nicht ermittelt werden können. Unter sich tragen aber die Herdeigentümer nur nach Gattung und Zahl ihres in der Herde befindlich gewesenen Viehes bei.

Zeitgeschichte.

— **Brasilianische Zustände.** Ganz eigentümliche, außerordentlich idyllische Zustände scheinen bei den Gerichtshöfen in Brasilien zu herrschen. Wie in der Kammer

mitgeteilt wurde, waren im Gebiet von Arcre alle Friedens- und Polizeirichter ohne Urlaub abwesend, einer auf Vergnügungsreisen und der andere Staatsanwalt beschäftigte sich vorwiegend als Restaurateur. In der militärischen Polizei wurde ein Mann, in Anerkennung dessen, daß er drei Wochen seinen Dienst gewissenhaft erfüllt hatte, zum Leutnant befördert.

— **Vor Gericht.** Die Salzkammergutzeitung brachte unlängst nachstehenden Bericht über eine interessante Szene, die sich bei einem Gericht abgespielt hat. Zwei Anwälte verteidigten die Interessen ihres Klienten unter Ausbietung ihrer ganzen Beredsamkeit. Sonderbar fühlten sie sich berührt, als sie bemerkten, daß die beiden Parteien sich während der Reden im Hintergrunde des Gerichtszimmers traulich genähert hatten und ein gemütliches Richern vernehmen ließen. Nach der Duplik ordnete der Präsident die Räumung des Gerichtssaales an, da die Urteilsberatung beginnen sollte. In diesem Augenblicke trat jedoch eine der angeblich Recht suchenden Parteien vor und erklärte, daß die Urteilsberatung nicht nötig sei, da sie — die Parteien — sich längst ausgesöhnt hätten. Bei diesen Worten legte der Redner einen schriftlich abgefaßten Vergleich auf den Tisch des Hauses. Verwundert fragte der Präsident, warum denn die Parteien nicht schon vor dem Beginne der Verhandlung von dem Vergleiche Mitteilung gemacht hätten. Und nun kam die pfiffige Antwort: „Wir haben gedacht, Kosten macht es ohnehin; dann sollen wenigstens die Advokaten doch ein wenig Schwätzen für unser Geld.“ —

Sie wäscht doch! Quariz ist ein großes und wohlhabendes Dorf, im Glogauer Kreis an der alten Kunststraße Breslau-Berlin gelegen. Dort hatte vor vierzig Jahren der weit und breit bekannte Seifensieder Dehmel den Titel eines „Hofseifensieders Ihrer Majestät der Königin“ empfangen. Als er an seinem Haus ein Schild anbringen ließ, das diese Tatsache verkündete, stand die Dorfjugend bewundernd und die Inschrift des Schildes studierend davor. „Du, Christian,“ sagte endlich ein nachdenklich dreinschauender Junge zu seinem Altersgenossen, warum denn eigentlich von ihr, von der Keenigin, und nicht von ihm, vom Keenige?“, worauf die schlagfertige Antwort erfolgte: „Tummer Kerl, hab wäscht doch nicht, sie wäscht doch!“

— **Etwas Unvermutetes** soll einem der höchsten Würdenträger der Schweiz in Bettlach im Kanton Solothurn passiert sein. Während der Feuerwehrrauptprobe der Bettlacher Pompier an der Landstraße kam ein Automobil dahergefahren, das trotz Warnung der Wache seine Schnelligkeit nicht verminderte. Da richtete der Führer des Wenderohres einen Wasserstrahl auf die Insassen. Das wirkte sofort: das Automobil hielt an und drei Herren stiegen aus: ein Offizier, ein Unteroffizier und ein Zivilist. Der letztere trat auf den Abteilungschef zu, stellte sich als Bundesrat Forrer vor. Ein wenig verblüfft waren die Bettlacher freilich, meint ein schweiz. Blatt; aber sie fürchteten sich nicht, obwohl der Offizier den Namen der respektablen Gemeinde notiert

hat. Sie werden denken, der Herr Bundesrat wisse wohl, daß es im Leben kältere Duschen gibt als der harmlose Wasserstrahl auf der Bettlacher Landstraße.

— **Blutige Kirchweih** wurde am 1. Sept. in Rankweil (Vorarlberg) gefeiert. Bei einer Tanzunterhaltung kam es um Mitternacht im Gasthaus zur „Traube“ zwischen Deutschen und Italienern zu einem Streit, der in eine förmliche Schlacht ausartete. Stilette, Messer, Gläser, Stuhlbeine, Prügel und Zaunstöcke wurden als Waffen benützt. Es sollen hierbei etwa 20 Burschen mit leichten Verletzungen und blutenden Köpfen bedacht worden sein. Einer wurde sehr schwer verletzt. So feiern manche Alkoholfreunde den Tag des Herrn. Anstatt zu einem Tag des Segens wird er ihnen zum Tag des Fluches.

— **Auch eine Lebensrettung.** In der Nähe des Seesteges in Zoppot hatte sich vor einigen Tagen ein aufregender Vorfall abgespielt. Am Strande erschienen ein Herr und eine Dame, die nach längerer Verhandlung mit einem Fischer ein Boot bestiegen und sich in die See hinausrudern ließen. Die Dame hatte den Platz am Steuer inne, während ihr Begleiter im Vorderteil des Bootes saß. Als das Boot ungefähr hundert Meter vom Strande entfernt war, klappte die Dame den Schirm zu und lehnte sich über den Rand des Bootes hinüber, um die Tiefe des Wassers mit ihrem Schirm zu messen. Plötzlich verlor sie das Gleichgewicht, fiel in die See und versank nach vergeblichen Versuchen, sich an der Oberfläche zu halten, wobei sie wild mit den Armen um sich schlug. Da sprang der Herr ihr kurz entschlossen nach und konnte sie erst nach zweimaligem Tauchen wieder herausbringen. Mit Hilfe des Fischers gelang es ihm denn auch, sie in das Boot zu ziehen, worauf sie an das Land zurückkehrten. Inzwischen war der Vorfall vom Ufer und Stege aus beobachtet worden. Es hatte sich eine ziemliche Menschenmenge angesammelt, die das Ereignis eifrig besprach und dem kühnen Retter volles Lob zollte. Die Dame und der Herr verschwanden eiligst. Ein Herr, der auf dem Stege stand, sagte ganz begeistert: „Schade, der Mann hat doch eigentlich die Rettungsmedaille verdient!“ Als Antwort wies ein neben ihm stehender Herr auf den photographischen Apparat, der für kinematographische Aufnahmen eingerichtet und auf der unteren Laufbrücke des Steges aufgestellt war. Sein schnarrendes Geräusch sagte, um was es sich hier in Wahrheit handelt. Die Lebensrettung war nichts als eine wohlinszenierte, ungefährliche Komödie, zu dem Zwecke arrangiert, mit dem Hintergrunde der Danziger Bucht ein sensationelles Bild zu schaffen. — Wie nachträglich es sich herausstellte, war die blonde Dame ein verkleideter Herr, dem ein dichter weißer Schleier und zweifellos großes Schwimmtalent die Durchführung seiner Rolle sehr erleichterten.

— **Ihm gefielen alle.** Der König von Siam, Chulalongkorn, feierte am 21. September seinen Geburtstag. Als der König beim deutschen Kaiser in Wilhelmshöhe zu Gast war, wurden ihm die Lieblinge des

Kaisers, zwei Dackel, gezeigt. König Chulalongkorn war von den beiden Tierchen ganz entzückt und äußerte den Wunsch, auch einige Exemplare mit in die Gefilde seiner Heimat nehmen zu können. Der Kaiser hörte den Wunsch und gab seiner Umgebung nachher die Absicht kund, den König von Siam anlänglich seines Geburtstages damit zu überraschen. Er ließ darum vor einigen Tagen vierzehn Prachtexemplare von Dackeln auswählen und dem König Chulalongkorn nach Homburg, wo er sich aufhielt, senden, damit er sich aus ihnen zwei Hunde aussuche, die ihm am meisten zusagten. König Chulalongkorn war von der Aufmerksamkeit des Kaisers entzückt und — behielt sämtliche vierzehn Dackel, da sie ihm, wie er sagte, alle ausnehmend gefielen.

— **Eine Banditenjagd.** Vor einiger Zeit hatte in Marseille ein Bandit einen Zuckerbäcker erschossen und zwei andere Personen lebensgefährlich verwundet. Diesen Mörder hat man in der Person eines siebzehnjährigen Korsen namens Aufriani ermittelt und unter unsäglichen Schwierigkeiten verhaftet. Die Nachricht von der Festnahme des Banditen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und als Aufriani nach dem Hospital gebracht wurde, um mit seinen Opfern konfrontiert zu werden, sammelte sich eine derart große Menge vor dem Hause an, daß die Löschmannschaft ausrücken und die Manifestanten durch Bespritzen mit zwei Dampfpumpen zu vertreiben suchte. Auf dem Dache des Zellenwagens, in dem Aufriani nach dem Gefängnisse zurückgebracht wurde, saßen mehrere Polizisten und nicht weniger als zwölf berittene Gendarmen umgaben den Wagen, der sonst sicherlich von der Menge zertrümmert worden wäre.

— **Reklame für ein Bild** mußte ein Pariser Bilderhändler jüngst zu machen, die ihm einen hübschen Gewinn einbrachte. Er hatte in Bordeaux bei einer angesehenen Familie ein sehr schönes Bild eines bekannten Malers entdeckt, dessen Echtheit außer Frage stand und dafür 10.000 Franken gezahlt. Sehr erstaunt waren aber die Verkäufer des Bildes, als sie nach einiger Zeit die gerichtliche Zustellung einer Klage erhielten. Der Kunsthändler hatte sie beschuldigt, ihm ein falsches Bild verkauft zu haben. Bei der Gerichtsverhandlung stellte es sich heraus, daß das Bild echt sei, und der Händler verlor seinen Prozeß. Aber das hatte er gerade gewollt, denn durch die Gerichtsverhandlung war das Bild bekannt geworden, hatte die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen und konnte nun sofort für 80.000 Franken verkauft werden.

— **Luftschiffer und Zwetschkentuchen.** Das „Höchster Kreisblatt“ brachte kürzlich eine Anzeige einer schwergekränkten Hausfrau. Dort war zu lesen: „Wer kann mir sagen, wer die Luftschiffer waren, die am Donnerstag früh über Nird geflogen sind und mir durch Ausschütten von Sand meinen frischen Zwetschkentuchen total verdorben haben? Julia Schmitt, Brezelgasse 2.“

Das erste Lesen.

Mitte September hat die Schule angefangen. Er ist wohl etwas schweren und zaghaften Herzens das erstmal ins Schulhaus gegangen der kleine Seppl, mußte er doch, daß es nun so ziemlich aus sein werde mit dem Spielen mit den Schwestern und den Nachbarkindern. Aber das Schulleben hat ihm schließlich doch mehr gefallen, als er sich zuerst gedacht hat. Der erste Tag war interessant. Da war so viel Neues zu sehen, die Schultafel, das schöne Kreuzifix, ein prächtiges Kaiserportrait und die massenhaften Bilder die an der Wand hängen und Ele-

vater auch die netten, lustigen Verschen lesen und das gefällt ihm und macht ihn auch ein klein wenig stolz, daß er nun schon lesen kann!

König, Mönch und Revolutionär.

Der im Rufe der Heiligkeit verstorbene Franziskaner Ludovic war auf dem Wege, in seine afrikanische Mission zurückzukehren. Er nahm seinen Weg über Alexandrien nach Aegypten, wo er den berühmten neapolitanischen Revolutionär Danieli begegnete, der vom König Ferdinand II. von Neapel in die Verbannung geschickt worden war. Dieser, durch das Unglück und die Gehässigkeit ganz verblendet, näherte sich dem Mönche und gab

nieder und sagte: „Majestät, erlauben Sie mir, vorerst um eine große Gnade zu bitten!“ — „Was wünschen Sie?“ fragte lächelnd der König. „Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe und daß ich Ihnen noch niemals etwas verweigert habe.“ — „Meine Bitte ist,“ sagte der Vater, „Danieli begnadigen zu wollen, der schon lange in der Verbannung weilt!“ Ein wenig verlegen setzte er hinzu: „er hat mir einmal einen großen Dienst geleistet!“ „Gut, dann sei es!“ sagte der König. Er gab schriftlichen Befehl, daß Danieli durch die Fürbitte des Vater Ludovic frei sei. Zugleich fügte er hinzu, den Danieli persönlich sehen zu wollen, denn er wollte ihn über den geleisteten Dienst ausfragen. — Nach einigen Tagen langte der Revolutionär an, warf sich dankbar zu des Königs Füßen und bekannte alles. Ferdinand war, als er von der gemeinen Verspottung hörte, mehr gerührt über die edle Seele des Vaters, als über die Reue des Danieli. — Er richtete jedoch den bußfertigen Sünder mit den Worten, daß alles vergeben sei, auf. „Der heilige Mann hat Dir,“ so sprach Ferdinand II., „Dein Vaterland zurückgewonnen, hat mich die erhabenste der Tugenden gelehrt, so will ich Dir nun auch eine jährliche Pension versprechen.“ — Danieli machte sich nun sofort daran, den Vater Ludovic aufzusuchen; er begegnete ihm auf der Straße und warf sich, um Verzeihung bittend, ihm zu Füßen. Der Vater richtete ihn auf und drückte ihn mit Liebe an sein Herz. Der Revolutionär verließ die Welt und trat in's Kloster ein, wo Vater Ludovic Oberer war. — Das ist die Macht der christlichen Liebe!



Das erste Lesen.

phanten und Panther und Tiger und weiß der Himmel was alles darstellten. Die größte Sehenswürdigkeit war natürlich der Lehrer. Zwar hatte er ihn auf der Straße schon oft gesehen, aber es war halt doch ganz ein anderer Eindruck, als er durchs Schulzimmer schritt! Und auch die nächsten Tage machten ihm viel Spaß, denn das gemeinsame Buchstabieren und das laute Aussprechen der einzelnen Laute war zu schön. Nun kann der Seppl schon hübsch langsam lesen. Die Taufpatin hat ihm heuer zum Namenstag ein großes Bilderbuch mit Verschen gekauft, aber er hat immer bloß die Bilder anschauen können, aber heute, da hilft ihm sein Groß-

ihm eine derbe Ohrfeige mit den Worten: „Bring das Deinem Könige und Freunde von mir!“ Der gute Vater entfernte sich mit sanftem Antlitze, gerade, als wenn nichts geschehen wäre. — Nach acht Monaten, nachdem er in Afrika unter den Heiden große Seelenernte gehalten, kehrte der Mönch zum Könige zurück; er war von seinen kleinen Negern umgeben. Die königliche Familie, sowie der ganze Hofstaat erwarteten ihn im Königssaal. Der Monarch ging dem Vater entgegen und umarmte ihn zur Begrüßung. Der Mönch aber, der während der 8 Monate über die Rache des Danieli nachgedacht, warf sich vor dem Könige auf die Kniee

Im Angesichte des Todes.

Wenn der kalte Tod seinen Stachel in die Menschenbrust zu versenken beginnt, dann öffnen sich bei manchen die Augen, die im Leben wie blind ihre Tage verlebt und mit aller Leidenschaft der Seele jede bessere Neigung unterdrückt haben. So ging es auch dem französischen Philosophen Marquis d'Argens. Er hatte im Leben durch Wort, Schrift und Lebenswandel den Unglauben und die Sittenlosigkeit gepredigt und war dadurch für manchen zum Verführer geworden. Als im Jahre 1771 der Tod an ihn herantrat, bekannte er an seinem Lebensabend, daß er in der christkatholischen Religion, als der einzig wahren, leben und sterben wolle. Er nahm vor Zeugen und urkundlich alles zurück, was er gegen das Christentum geschrieben, er unterwarf sich der kirchlichen Autorität und starb in bitterer Reue über seine schweren Verirrungen als gläubiger Christ.

Eine Schande des Christentums.

sind die Namenschriften, die als Christen im Taufbuche stehen, in der christlichen Religion wohl erzogen und unterrichtet wurden, aber dann ihr Leben nicht nach den Geboten der Religion einrichten und gerade das tun, was die Kirche zu tun verbietet. Solche Menschen hat es zwar immer gegeben, aber sie haben auch immer zum Schaden und zur Schande der Kirche gelebt. Der heilige Bernhard von Clairveaux, dieser große, wundertätige

Heilige, der den zweiten Kreuzzug unter Papst Eugen III. predigte, schreibt den Mißerfolg dieses Kreuzzuges, den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter zu, die den Kreuzzug unternommen hatten, aber von Gott nicht für würdig erachtet wurden, ihm zu dienen.“ Er behauptet, daß namentlich der Stolz, die Trunksucht und Wollust die Hauptursache gewesen, warum das heilige Land an die Türken verloren ging und nicht bleibend zurückerobert werden konnte. Der seeleneifrige Gonsalvo Fernandez predigte im XVI. Jahrhundert vierzehn Jahre lang den Heiden in Indien das Evangelium, ohne daß ein einziger sich zum Christentume bekehrte. Seine persönlichen Tugenden rangen ihnen hohe Ehrfurcht und Bewunderung ab, aber er wurde nach seiner Nationalität und seinem Umgang mit christlichen Europäern verwechselt, die, wie die Inder glaubten, zu einer sehr rohen, abscheulichen Rasse gehörten, weil viele von ihnen nur zum Scheine Christen waren und den Lastern sich hingaben.

Isola bella.

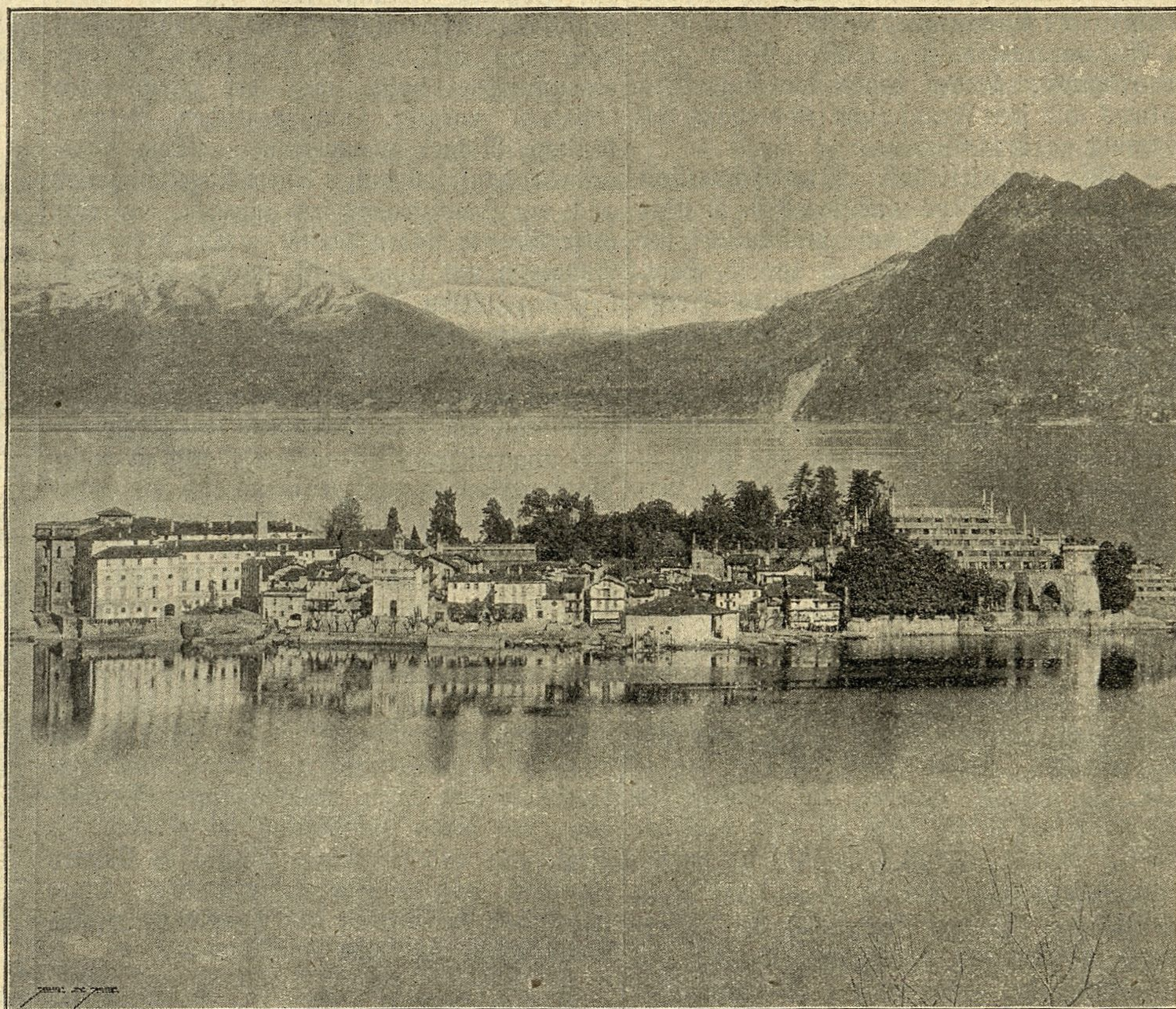
Unstreitig ist der Lago maggiore einer der schönsten Seen am Südsabhang der Mittelalpen. Im Norden ist der See eingefaßt von bewaldeten Bergen, die eine Höhe von über 2000 Meter erreichen und gegen Süden allmählich abfallen. Seine Wasser umgürten prächtige Dörfer und Städte, schmucke Villen und üppige Gärten italienischer Großen grüßen von den Ufern und verkünden die Schönheit des südlichen Pflanzenwuchses. Zahlreiche Dampfboote und Segelschiffe beleben den fischreichen See, der zu 1/3 der Schweiz, im übrigen Italien angehört. In der Bucht von Pallanza, die durch die Mündung des Toce gebildet wird, liegen die vielberühmten 4 Borromeischen Inseln, die zur italienischen Provinz Novara gehören. Zwei davon, Isola bella und Isola madre, von denen wir die erste im Bilde heute bringen und die den Namen der „schönen Insel“ trägt, schmücken großartige Schlösser und Gärten der Familie Borromeo aus dem 17. Jahrhundert.

Unwürdige Komödie.

Friedrich II., König von Preußen, ließ am zweiten Jahrestage von Voltairs Tod, am 30. Mai 1780 in Berlin von einem willfährigen Geistlichen für ebendenselben, dem in Paris die kirchliche Beerdigung verweigert worden war, ein Seelenamt halten. Diesbezüglich schrieb er am 1. Mai desselben Jahres an d'Alembert, einem Religionsleugner und Religionspötker: „Ich beginne jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung wegen Voltairs Seelenamt, und obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die seinige eine Messe lesen.“ Solcher Gesinnung war der König von Preußen, der große Freigeist!

Die Schönheit des kath. Grußes.

Der berühmte protestantische Dichter F. G. Klopstock (sein Lebenswerk ist eine große religiöse Dichtung, der „Messias“) schrieb am 6. Jänner 1767 an einen anderen Dichter, den Jesuitenpater Michael Denis: „Ich erinnere mich, wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz gerührt wurde. Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen zu Fuß; ich war ein wenig von der Reisegesellschaft zurückgeblieben. Da kamen einige gute Schwaben des Weges und jeder sagte mir: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Ich wußte damals noch nicht, daß dies ein Gruß sei und ebensowenig konnte ich denselben passend erwidern. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich diese Anrede rührte. Der



Isola bella

Ein teurer Kaufsch

war der des Georg Reich von Adnet in Salzburg. Er sprach jüngst dem „edlen“ Gerstenfaß zu sehr zu und ging erst spät abends heimwärts. Unterwegs übermannte ihn der Schlaf und er legte sich in einen Straßengraben. Am nächsten Tage wurde er munter und griff nach seiner Brieftasche und Taschenuhr. Zum großen Erschrecken fehlte beides. In der Brieftasche waren 400 Kronen und 750 Mark enthalten. Allem Anschein nach mußten das Geld und die Uhr gestohlen worden sein. Wenn „Reich“ noch viele solche Käufsch liefert, so wird er zuletzt noch „Arm“.

Ein Feind der Freidenker.

Johnson, nordam. Präsident, war ein erklärter Widersacher der Freidenker. Man lobte einst in seiner Gegenwart einen verstorbenen Schriftsteller, der seinen Witz und sein Wissen dazu gemißbraucht hatte, atheïstische Ideen zu verbreiten. „Man muß keine so schlecht angewandten Talente loben,“ sagte Johnson unwillig. „Sie werden ihm doch nicht große Aufklärung absprechen?“ versetzte der Lobredner des Verstorbenen. „Die hatte er allerdings!“ war Johnsons Antwort; „aber gerade so viel, um sich damit zur Hölle zu leuchten.“

Gegengruß: „In Ewigkeit,“ den ich nachher erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß ich mich wunderte, wie ich doch nicht auf diese so ganz einfache und doch entsprechende Antwort kommen konnte.“ — Und dieser unser Gruß, für den ein edler Protestant sich so zu erwärmen vermochte, stirbt in den katholischen Familien immer mehr aus, obschon er durch den verliehenen Ablass (jedemal 50 Tage für Gruß und Gegengruß!) noch dazu reichen Seelennutzen gewähren würde! Sogar viele Landorte gibt es schon, wo die Priester von den Kindern nicht mehr mit dem gewohnten „Gelobt sei Jesus Christus!“ begrüßt werden, sondern mit dem fahlen, leeren „Guten Tag!“

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Rom. Der hl. Vater Pius X. hat zum Protest gegen die antikirchliche Heze in Italien nicht bloß die Pilgerzüge verschoben, sondern auch mehrere kirchliche Festlichkeiten in Rom in aller Stille begehen oder absagen lassen. Der 20. September, der Tag der Einnahme Roms durch die Piemontesen, wird von Jahr zu Jahr mehr zu wüster Heze gegen die Kirche und Monarchie benutzt. Das Los des Gefangenen im Vatikan ist seit 37 Jahren eher ärger als besser geworden trotz der Friedensliebe des jetzigen Papstes. Die Freimaurer und ihre Nachläufer haben nun am 20. Sept. dem Stadtvorstand von Rom eine Denkschrift überreicht, welche das gleiche Kulturkampfprogramm enthält, das in Frankreich von den Freimaurern durchgeführt wurde. Man sieht, die Freimaurerei bläst auf allen Linien zum Kulturkampfe. Leider haben die Katholiken Italiens wie jene Frankreichs es verpaßt, sich rechtzeitig zu organisieren.

— **Ein päpstliches Rundschreiben über den sog. Modernismus** d. h. über die modernen Irrlehren hinsichtlich der Glaubens- und Sittenlehre ist am 25. Sept. erschienen, das von der liberalen Presse wiederum als eine Gefahr für die Wissenschaft, für Freiheit und Fortschritt vernadert wird, ohne daß die betreffenden Zeitungsschreiber auch nur das päpstliche Rundschreiben gelesen hätten. Sonst müßten sie wissen, daß Pius X. nur jene Irrtümer einzelner Gelehrten verurteilt, welche mehr oder weniger auf die Leugnung Gottes und der göttlichen Offenbarung hinauslaufen. Gegen wahre moderne Errungenschaften und Fortschritte ist weder Pius X. noch die kath. Kirche überhaupt. Pius X. widerlegt übrigens in gründlichen längeren Ausführungen die Irrtümer des sogenannten „Modernismus“. Er kann also mit Christus jedem Kirchenfeinde sagen: Habe ich unrecht geredet, so beweise es (und widerlege mich), habe ich aber recht geredet, warum schlägst (schmäht) du mich?

Verschiedenes. Am 20. September ist in Alt-Bunzlau (Prager Erzdiözese) der dortige Propst Weihbischof Ferdinand Kalous im 72. Lebensjahre gestorben. — In Innsbruck starb der Theologieprof. P. Josef Kern S. J. am 21. September bei einer Partie in die nördlichen Alpen an Hitzschlag. — In Thonbrunn bei Asch trat Graf Zedtwitz d. J. aus der evangelischen Kirche aus und zur kath. Kirche über, nachdem bereits vor zwei Jahren der Vater aus innerer Ueberzeugung denselben Schritt getan.

Oesterreich-Ungarn.

Landtage, Reichsrat und Ausgleich. Die kurze Landtagssession geht zur Neige, da am 10. Oktober wie der ungarische Reichstag, so auch der österreichische Reichsrat wieder zusammentreten soll. Im böhmischen Landtage konnte den nationalen Gegensätzen wieder nicht ausgewichen werden, die Erledigung der Wahlreformfrage ist in dieser seiner Schlusssession ganz aussichtslos. Im niederöstr. Landtage hat der Landesauschuß über Ver-

langen eine Wahlreformvorlage ausgearbeitet, durch die für Wien das allgemeine Wahlrecht allein, am flachen Lande aber dieses und das Kurienwahlrecht gelten soll; damit sind aber Wiener antisemitische Bürgerkreise nicht zufrieden. Im mährischen Landtage wurde den auf das allg., gleiche Wahlrecht hinzielenden Anträgen die Dringlichkeit aberkannt; merkwürdigerweise stimmten dort mit den Jungtschechen zc. auch die tschechischen Sozialisten für den die Freiheit der Familien und Eltern schmälern den Antrag, daß Kinder in keine Schule eintreten dürfen, deren Unterrichtsprache sie nicht beherrschen (es ist dies gegen deutsche Schulen abgesehen gewesen). Wegen der Kohlennot und Teuerung wurde in mehreren Landtagen für die Bergwerksverstaatlichung und gegen die Kartelle gesprochen. In Böhmen verlangt man jetzt in vielen deutschen Versammlungen und Korporationen, daß man bei den bevorstehenden Richterernennungen nicht nach der Reihenfolge (Status) vorgehe, um deutschen Bezirken deutsche Richter zuzuweisen. — Dem Abgeordnetenhaus soll außer einem Vogelschutzgesetz auch ein Impfwanggesetz zugehen, das aber viele Gegner finden dürfte. — Der drängende Ausgleich mit Ungarn ist in der Hauptsache bei den vielen beiderseitigen Ministerkonferenzen um nichts vorgerückt; Oesterreich läßt die Quoten- und Bankfrage aus dem Ausgleichskomplex nicht ausschalten, in Ungarn sieht man ein, daß Oesterreich eine Erhöhung der ungarischen Beitragquote endlich unbedingt verlangen muß, während sich die ungarischen Minister fürchten, diese gerechte Forderung vor dem ungarischen Parlamente zu vertreten. Um dieselbe den in Pest noch herrschenden privilegierten magyarischen Politikern zu versüßen, suchen sie, da auch die Wahlrechtserweiterung in Ungarn unausweichlich ist, von der Krone die sog. Verfassungsgarantien zu erlangen, nämlich vor allem die volle Selbstherrlichkeit der Komitats-herrschaft und einen unabhängigen Gerichtshof. Bei deren Zubilligung hätte aber die Regierung und die Krone künftig in Ungarn eigentlich nichts mehr dreinzureden. Einer friedlichen Erledigung des Ausgleichs winken somit leider fast keine Aussichten.

Verschiedenes. Am 15. Sept. wurde in Aussen (Steiermark) ein Agrartag abgehalten, der einen bedeutsamen Verlauf nahm und an dem eine große Anzahl von Reichsrats- und Landtagsabgeordneten, darunter besonders viele christlichsoziale, sich beteiligten. — Am gleichen Tage fand in Graz ein Bauerntag statt, der eine Veranstaltung der Deutschen Agrarpartei und der freisinnigen Großgrundbesitzer war. — In Jungbuch bei Trautenau wurde der Abg. Kasper (D. Agrarpartei) in einem Streite von dem Distriktsarzte Dr. Burker geohrfeigt. — Bei der Reichsratswahl in Prag-Weinberge wurde der nationalsoziale Staatsrechtler Choc gewählt. — Der russische Außenminister Tswolky ist am 24. Sept. von Karlsbad nach Wien gereist. — Großer Schrecken wurde am 20. d. M. in der Gegend von Bensen verbreitet; ein an-

geblich dem Förster in Neugrund-Politz bei Leipa gehöriger, tollwütig gewordener Hund durchlief die Orte Sandau, Politz, Schokau und Bensen, biß auf dem Wege gegen zehn Personen, besonders Kinder, ferner auch viele Hunde und Katzen; endlich wurde er nach Veranstaltung einer Treibjagd in Höflitz erschossen. Die gebissenen Personen wurden in das Pasteurische Institut geschafft. — In einem anläßlich des Bahnbaues Parschnitz-Weckelsdorf errichteten Baracke kam am 23. durch den betrunkenen Kutsher Machatschek beim Rauchen Feuer aus, wobei der Kutsher Jos. Ludwig und die Pferde verbrannten. — Ueber die verirrte toskanische Prinzessin und sächsische Erbkönigin Gräfin Montignoso verlautet, daß sie mit dem Töchterchen Monica Pia aus Florenz verschwunden sei und eine Zivilehe mit dem Klavierlehrer Toselli einzugehen beabsichtige. — In Wien kamen in den letzten Tagen keine weiteren Blatternanfälle mehr vor.

Deutschland.

Der diesjährige sozialdemokratische Parteitag fand in der Zeit vom 15.—21. September in einem Vororte von Essen statt. Die Beteiligung war eine höchst flau und die Gemüter recht niedergeschlagen. Es steckte nämlich allen die unglückliche Reichstagswahl im Jänner d. J. in den Gliedern, wodurch die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Deutschen Reiche von 80 auf 43 herabgetrieben worden. Der Inhalt der Reden war derart, daß sogar nach dem Urteil der eigenen Presse auch nicht ein einziger neuer Gedanke zutage gefördert wurde; für die Arbeiter vollends kam bei der Sache gar nichts heraus. Da hat der Katholikentag zu Würzburg ein ganz anderes Maß von sozialer Arbeit geleistet. Natürlich fehlte es bei den Sozialisten nicht an häßlichen Ausfällen auf die kath. Religion und besonders auf den Beichtstuhl, worin sich namentlich die Genossinnen hervortaten. Als ein Genosse aus Aachen sich gegen die Ausfälle auf die kath. Kirche wehrte, da wurde er verspottet und ausgelacht. So mißt man das gleiche Maß aus! Natürlich wurde auch weidlich über Militarismus geschimpft. In der Frage der Maifeier ist abgerüstet worden und das wird der einzige greifbare Erfolg für die Arbeiter sein. Es gab zwar noch Anhänger der Arbeitsruhe am 1. Mai, aber die Gegner derselben mehrten sich. Wer heute am 1. Mai nicht mehr feiert, der kann es ruhig tun. Die denkenden Arbeiter freilich müssen sich jetzt fragen: Ja warum mußten wir so lange Jahre die Kosten der Maifeier tragen, wenn es jetzt damit doch nichts ist?

Frankreich.

Der freimaurerische Schwindel mit den Kloster- und Kirchengütern ist schon oft beleuchtet worden. Dem Volke hat man vorgegaukelt, die durch den Kirchen- und Klosterraub gewonnenen Millionen würden ihm selbst zugute kommen, aber wie bei allen Säkularisationen hat auch in Frankreich nur der Jude den Rebbach davongetragen. Der freisinnige „Gaulois“ berichtet von einem neuentdeckten Schwindel: Im Departement Ain hatten die Güter der Karthäusermönche einen offiziellen

Wert von 747.140 Franks. Erlöst wurden dafür nur 110.000 Franks. Die Missionäre de la Salette besaßen offiziell an Gütern 154.900 Franks Wert. Für 30.000 Franks wurden sie angeboten und selbst zu diesem Preis fand sich kein Käufer. Die Güter der Macisten sollten 292.000 Franks wert sein, knapp 40.000 Franks wurden dafür gelöst. Im ganzen war der Besitz dieser Kongregation offiziell mit 1,760.000 Fr. bewertet, eingegangen, beziehungsweise verkauft wurde alles in allem um 150.000 Fr. Die Honorare und Kosten, die nicht unerheblich sind, kamen hievon noch in Abzug. Der Besitz aller Kongregationen im Departement war auf elf Millionen offiziell bewertet; kaum der zehnte Teil wurde davon erzielt. Wenn das christliche Volk diesen Schwindel einmal gewahr wird und endlich durch Organisation, Presse und den Stimmentzettel sein Recht geltend machen würde, dann wäre auch das verjudete sozialistische Freimaurertum für seinen Kirchenraub zur Rechenschaft zu ziehen; jetzt müssen die Steuerzahler und die Armen und Kranken diesen Raub und die Vertreibung der Orden und die Laisterung der Spitäler u. bitter empfinden.

Rußland.

Die Aufrührerbewegung geht weiter. In einem Gefängnisse in Odessa, in dem politische Gefangene eingesperrt waren, fand die Gefängnisverwaltung unter dem Fußboden einer Zelle drei große Betarden und eine Menge Nitroglycerin und Dynamit, dazu mehrere geladene Revolver. — Im Schwarzen Meere wurde auf dem Passagierdampfer „Alexej“ eine Bande von 20 als Militärpersonen verkleideten Räubern, die den Dampfer zu plündern beabsichtigten, verhaftet. — Am 21. Sept. entdeckte die Polizei in Sammeni-Hof bei Petersburg ungeheure Vorräte von Sprengstoffen und starken Giften, sowie fertigen Betarden, deren Zahl genügt hätte, eine ganze Stadt zu vernichten. — Ein Personenzug der Südostrbahnen wurde am 18. Sept. von sieben Räubern überfallen. Einem Kassenboten wurden 24.000, dem anderen 20.000 Rubel abgenommen. — In Lodz wurde von revolutionär-sozialistischen Arbeitern bekanntlich der Fabrikant Silberstein ermordet, weil er für einen 14 tägigen Streit (!) keinen Lohn zahlen wollte; es wurden nun viele Arbeiter jener Fabrik verhaftet.

Die russischen Dumawahlen finden gegenwärtig statt, d. h. eigentlich die Wahlen der Vertrauensmänner oder Wahlmänner zur Dumawahl. Die Wahlbeteiligung ist eine äußerst flau, ja in 5 Wahlkreisen konnte mangels Beteiligung überhaupt keine Wahl stattfinden. Die einstweiligen Ergebnisse stellen den Sieg der Opposition (Sozialisten und Kadetten) dar.

Afrika.

— Marokkowitzen. Endlich konnte sich Frankreich doch einmal in einen Siegesjubel stürzen, denn General Drude hat einen Reconnozierungszug unternommen und das

Lager von Taddert in Brand gesteckt. Das ist alles, wenn auch die französische Presse die große Schlacht und den Waffenruhm feierte. Was Frankreich sonst für Pläne bezüglich Marokkos hat, das kann man nicht recht ergründen; es muß seine Eroberungssucht mit Rücksicht auf die Mächte zügeln. Die widersprechendsten Nachrichten wurden in die Welt gesetzt. Vor ein paar Tagen hieß es, die tapferen moslimischen Bergstämme wollten sich unterwerfen. Nun heißt es wieder, die Stämme müßten durch ein kräftiges militärisches Einschreiten niedergedrungen werden, dazu seien neue Truppennachschübe nötig. Die Aussichten des Gegenkultans Muley Hafid scheinen fortgesetzt im Steigen begriffen zu sein. Der Gouverneur der Provinz Sus gab Hafid seine Tochter zur Frau, wodurch eine enge Verbindung zwischen Hafid und der großen Südprowinz hergestellt wurde. Der Gegenkultan befestigt seine Macht im Süden und scheint das Verhalten der Nordstämme abwarten zu wollen. 3 Stämme sollen sich nun unterworfen haben, die anderen müssen freilich erst müde gemacht werden. Eine etwas unangenehme Ahnung beschäftigt nun die Franzosen: Wer zahlt den Marokkospaß? Nun, Marokko. Ja, wenn es aber nicht zahlen kann? Dann kann der Späß für die Franzosen teuer werden! Ueber das jäh brutale Wüten der Franzosen in Casablanca, welche Hafenstadt mit 30.000 Einwohnern sie voreilig bombardierten und halb zerstörten, mehrten sich besonders in Spanien und England die Stimmen scharfer Mißbilligung.

Asien.

Im Inneren Chinas sind heuer angeblich schon 2 Millionen Menschen Hungers gestorben. — Am 9. September ist während einer Schießübung auf dem japanischen Schlachtschiffe „Kasima“ ein Geschöß explodiert, wobei fünf Offiziere und 22 Matrosen getötet wurden; zwei Offiziere und sechs Mann sind schwer und zwei Offiziere und sechs Mann leicht verletzt.

Zeitgeschichten.

— Vom Eisenbahnzug überfahren. Auf der Strecke Troppau-Schönbrunn, zwischen Dielhau und Strzebowitz weidete am 17. September eine Bahnwächtersfrau ihre vier Ziegen. Als der um 1/27 Uhr abends in Troppau eintreffende Personenzug heransfuhr, wollten die Ziegen das Geleise überschreiten die Bahnwächtersfrau eilte auf den Bahndamm, um die Ziegen zu verjagen, aber es gelang ihr nicht. Alle vier Ziegen wurden vom Zuge überfahren und sie selbst von der Lokomotive erfasst und über die Böschung hinabgeschleudert, wo die Frau schwer verletzt liegen blieb. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und ein mitfahrender Arzt leistete ihr die erste Hilfe.

— Orientalische Rache. Der Bombardier Warne erlebte in Adlershot folgendes Abenteuer: Dieser fuhr am 8. September spät abends auf seinem Zweirade nach Adlershot zurück als ihm ein Automobil entgegenkam, dessen drei männliche Insassen ihn nach

dem Wege fragten. Während er seine Karte bei der Automobiliampe studierte, betäubte ihn plötzlich ein Schlag. Als er wieder erwachte, befand er sich als Gefangener in einer Schiffskajüte. Zu seinem Erstaunen war noch ein anderer Mann mit ihm eingeschlossen, den er vor viel n Jahren in Indien gekannt hatte. Dieser war in einer Schänke durch Schlafmittel betäubt worden. Beide wurden gut behandelt, entflohen aber nach 8 Tagen durch eine Luke und schwammen ans Land. Sie fanden, daß sie in Bristol waren und daß für beide von unbekannter Hand Todesanzeigen in zwei Zeitungen eingesetzt waren. Warne erklärt, daß er mit dem anderen Entführten vor langen Jahren in Indien ein buddhistisches Heiligtum schändete, worauf beide nur mit Mühe vor der Wut der indischen Bevölkerung geschützt werden konnten. Die Insassen des Automobils waren, wie er sich jetzt entsinnt, Indier. Die Militärbehörden sind bemüht, die Urheber des orientalischen Racheaktes zu entdecken.

— Nur kurze Zeit. In Oberleutensdorf wurde unlängst der 82 Jahre alte gräßlich Waldsteinsche Heger Emanuel Erlitz mit der 27jährigen Katharina Maschin getraut. Am Tage nach der Hochzeit wurde er gefährlich krank und in wenigen Tagen wurde der Mann zu Grabe getragen.

— Das verlohnt sich. Es scheint, als lebten wir im Zeitalter der Unterschlagungen des Mord- und Totschlags, denn es vergeht fast keine Woche, wo nicht die Blätter eine derartige Neuigkeit bringen. Unlängst hat der Direktor des Bankgeschäftes Pliester u. Co. Coenraad Constant Vinder aus Arnheim in Holland nach Unterschlagung von 6 Millionen Mark das Weite gesucht und wird nun flehentlich verfolgt. Vinder ist 54 Jahre alt. Auf die Ergreifung Vinders wird eine sehr hohe Belohnung in Aussicht gestellt.

— Eine seltsame Todesursache. Heute rot, morgen tot; dieser Spruch ist erst kürzlich wieder einmal in ganz eigentümlicher Weise zur Wahrheit geworden. Die sechzehnjährige Tochter des Gutsbesizers Neirotti in Turin ist einem seltsamen Unfalle zum Opfer gefallen. Das junge Mädchen aß eine frischgepflückte Feige und verschluckte, ohne es zu bemerken, eine Wespe, die sich in der Frucht befand. Das Insekt stach die Unglückliche in die Kehle und verursachte hierdurch eine plötzliche Schwellung der Schleimhäute, die nicht schnell genug beseitigt werden konnte, so daß das unglückliche Mädchen in wenigen Minuten unter gräßlichen Qualen erstickte.

— Eine Frau, die sich zu verteidigen weiß. Ein Gutsbesitzer in Saint-Maurice bei Chambery in Frankreich, der mit seiner Frau vom Jahrmarkt nach Hause ging, wurde von drei Artilleristen überfallen, die ihn zu berauben versuchten. Die Frau warf sich mutig den drei Männern entgegen und entwaffnete einen von ihnen. Sie rannte mit der Waffe fort und die Artilleristen verfolgten sie, mußten aber, da Leute herbeikamen, selbst auf ihre Flucht bedacht sein und die Waffe im Stich lassen, die zu ihrer Entdeckung führen muß.

Missionswesen.

Die Neger in Nordamerika.

Wenn von den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Rede ist, so haben wohl viele Europäer, die sich Amerika nur von Rothäuten und Yankee bewohnt vorstellen, keine Ahnung, daß fast ebensoviel Neger als Deutsche in der Union allein leben. „Die Katholiken“, so äußert sich in einem Erlaß an seine Diözesanen der hochw. Herr Erzbischof Mesmer von Milwaukee, „haben im allgemeinen keinen Begriff, wie notwendig es ist, daß ganz besonders für die Negermissionen gesorgt wird. Die Erzbischöfe der Vereinigten Staaten haben deshalb vor einiger Zeit beschlossen, für dieselben eine eigene Kommission einzusetzen, deren Aufgabe es sein wird, die Verteilung der kollektierten Summen zu kontrollieren und dahin zu wirken, daß die katholische Glaubenslehre unter den Negern dieses Landes weiter ausgebreitet wird. Die Notwendigkeit, daß in dieser Richtung hin etwas getan werde, beweist die folgende, dem Catholic Directory entnommene Tabelle. Es befinden sich in den Diözesen Charleston: 1000 Katholiken unter 800.000 Negern; Covington: 170 Katholiken unter 85.000 Negern; Galveston: 700 Katholiken unter 200.000 Negern; Oklahoma: 265 Katholiken unter 20.000 Negern; Leavenworth: 430 Katholiken unter 42.000 Negern; Little Rock: 250 Katholiken unter 375.000 Negern; Louisville: 5000 Katholiken unter 190.499 Negern; Mobile: 3518 Katholiken unter 862.107 Negern; Nashville: 300 Katholiken unter 500.000 Negern; Natchez: 2251 Katholiken unter 1.000.000 Negern; Natchitoches: 4500 Katholiken unter 285.872 Negern; New Orleans: 78.000 Katholiken unter 500.000 Negern; Augustine: keine Katholiken unter 2.672.000 Negern; San Antonio: 500 Katholiken unter 240.000 Negern; Savannah: 200 Katholiken unter 850.000 Negern.“ Von den 8–9 Millionen Negern in den Vereinigten Staaten sind heute spärlich 150.000 Kinder der katholischen Kirche, die übrigen gehören den protestantischen Sekten oder gar keinem bestimmten Religionsbekenntnisse an. Das ist eine recht schmerzliche und, sagen wir es offen, eine beschämende Tatsache. Möchte Gott bald einen Negerapostel für Nordamerika erstehen lassen, wie ein hl. Petrus Claver ein solcher für Südamerika war. Der St. Petrus Claver-Sodalität mit dem Sitz in Salzburg, die sich die katholische Negermission zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hat, verdient daher gleich anderen Negermissionen die nachhaltigste Unterstützung. Es wäre dies geradezu eine Sühne für jene Freveltaten, welche, wie die Kolonialskandale in Deutschland und der jüngste Prozeß gegen den Hauptmann Schmidt zeigen, von Europäern an den Negern verübt wurden und noch werden.

Erziehungswesen.

Blicke ins volle Menschenleben.

Von Käthe Selchow-Deggendorff.

(Nachdruck verboten.)

Gerade in unseren Tagen versagt das Gefühl der Pietät immer mehr; ein ungedul-

diges Achselzucken ist häufig die Antwort für Wünsche und Schwächen des zunehmenden Alters.

Lassen wir uns nicht vom Strome treiben, in dem doch nur Untiefen rücksichtsloser Selbstsucht lauern. Stemmen wir uns dagegen, selbst auf die Gefahr hin, als „altmodisch“ verlacht zu werden. „Such' alter Gute Tage zu verschönern! — Im Alter labt ein warmer Trunk so sehr!“ Die Greisengestalt sei uns ein ehrwürdiges Gefäß, das wir mit schonender Sorge umgeben, weil wir des kostbaren Inhaltes nicht vergessen: der unsterblichen Seele, die sich rüstet zum Ewigkeitsfluge.

„Es ist der Ton, der die Melodie macht“ heißt ein Sprichwort. Das möchte auch angewendet werden im öffentlichen Leben. Die freundliche Einkleidung ist's, die demselben die rechte Beachtung sichert; der Ruf nach mehr Freundlichkeit ist gewiß kein überflüssiger. Wie manche trennende Kluft läßt sich durch ein freundliches Wort, durch Höflichkeit, überbrücken. Wie mancher Stachel sitzt fest, weil ein an sich nicht unbilliger Wunsch zurückgewiesen, eine Hoffnung rücksichtslos vernichtet wurde.

Geht uns, die wir längst erzogen sind, nicht das Herz auf, wenn wir all der Freundlichkeit gedenken, die uns in der Jugend zu teil wurde? Erscheint uns der zwar zürnende, aber Notwendigkeit und Zweck der Strafe ins richtige Licht setzende Vater nicht trotz alledem in verklärter Gestalt?

Mit der Erziehung zur Achtung und Höflichkeit können wir nicht früh genug anfangen; was zuerst sozusagen mechanisch und unbewußt geübt wird, wird in reiferen Jahren mit Bewußtsein, mit innerer Notwendigkeit getan. Es gibt kaum etwas Widerwärtigeres, als eine respektlose Jugend. Wie oft hört man — besonders in gewissen Studentenkreisen — den Ausdruck: „Meine Alten“, wenn von den Eltern gesprochen wird. Wie viel Dunkel und fadenscheiniger Stolz allein liegt in dieser Bezeichnung, welche Geringschätzung für diejenigen, denen die Kinder alle Liebe und Fürsorge verdanken! „Bergeht nicht, daß auch ihr einst alt sein werdet!“ möchte ich all denen zurufen.

Aller moderne Bildungsfirnis, alle äußeren guten Formen vermögen nicht über die Respektlosigkeit und die damit verbundene Gefühlshoheit, die immer mehr zunimmt, hinwegzutäuschen. Äußere Form und Höflichkeit sollen als natürlicher Ausfluß der inneren Kultur, der Herzensbildung, geübt werden, nicht bloß eine zufällige Eigenschaft sein. Wer Achtung erzwingen will, muß vor allem Selbstachtung haben, und die gibt es nicht ohne strenge Selbstzucht.

Die neue Zeit mit ihrem neuen Geist hat vielfach in das Familienleben eingegriffen und wird in beständig steigendem Maße noch weiter eingreifen. Da wollen aber die Eltern und insonderheit die Mütter nicht jammern und klagen, daß ihre Kinder in solch einer Zeit der „Unbotmäßigkeit“ aufwachsen, sondern mit klarem Blick die neuen Aufgaben zu erforschen suchen und ihnen Rechnung

tragen. Es gibt wohl viele Eltern, die — wenn sie sich auch dessen nicht klar bewußt sind — von ihren Kindern verlangen, daß sie sich gegen den zersetzenden Einfluß des Zeitgeistes schützen, daß sie in ihren Anschauungen auf die Jugendzeit der Eltern zurückgehen! „In meinem Elternhause war es so Sitte“, — „Mama machte es immer so“, — „Wir zu Hause durften nicht“, — „Schon meine Großmutter hat gesagt“. —

Das sind leider häufig unerschütterliche Sätze, mit denen sieghaft jeder noch so bescheidene Widerspruch niedergeschmettert wird. An den Eltern ist es aber, mit der Zeit fortzuschreiten, natürlich unter Wahrung alles dessen, was sie als gutes, unveräußerliches Erbe ihrer Jugend glauben behaupten zu müssen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, die Banden zwischen Eltern und Kindern, welche sich zu lockern drohen, wieder fest zu knüpfen. An den Eltern ist es, ihre Kinder vor den Bestrebungen der Zeit, die ihnen schädlich erscheinen, zu schützen, an ihnen ist es, sich bei ihren Kindern die Autorität zu wahren, die sie als Eltern besitzen müssen.

„Das Alter wägt und mißt es,
Die Jugend spricht: so ist es!“

So häufig betont man jetzt das Recht der freien Persönlichkeit. Viel unklare Begriffe haben sich an dieses Schlagwort geknüpft, das Berechtigte daran wird sich durchsetzen. Und was ist das letzte Ziel aller Erziehung, wenn nicht die Heranbildung freier Persönlichkeiten? Das wollen die Mütter sich oft vorbehalten. Viele meinen, daß mit dem Augenblick, wo in den heranwachsenden Kindern „Persönlichkeiten“ anerkannt werden, die ein Recht auf individuelle Eigenart haben, ihre Autorität schwinden müsse. Sie sollten im Rahmen des Zulässigen das Wort eines Pädagogen beherzigen: „Ehret die angeborene Natur eurer Kinder! Das vergebliche Bemühen, sie zu ändern, hat bei manchem Kinde von gutem Willen eine Mutlosigkeit erzeugt, die mit dem Fehlerhaften auch die Kraft zum Guten zerstörte.“

Gesundheitspflege.

Vom Alkohol.

In der vorigen Nummer haben wir von den geistigen Getränken gesprochen und vor dem zu häufigen Genuße derselben gewarnt. Aber das ist ein weites Kapitel und es ist noch gar viel davon zu erzählen übrig. Wir haben schon erwähnt, daß man in früheren Zeiten nicht so gewohnheitsmäßig in weiteren Volkskreisen geistige Getränke genoß und auch, wenn man einmal solche trank, mit leichten Sorten vorlieb nahm, in denen der Alkohol mehr die Rolle einer Nebensache, einer Würze, oder eines Mittels gegen vorzeitiges Verderben des Getränkes spielte. Man trank ein Bier mit reichlich Malz und wenig Spiritus; auch der betäubende Hopfen fehlte in älteren Zeiten noch. Desgleichen war man mit dem sauren Landwein zufrieden, und Schnaps zu trinken galt einem Manne, der auf seine Ehre hielt, überhaupt unter seiner Würde.

Über wie sieht's da heute aus! Das Bier kann den Leuten nicht mehr stark genug sein, und die Brauereien wenden alle Kunst an, ein solches zu liefern, wobei jedoch nur mehr auf die Stärke an Alkoholgehalt gesehen wird. Dabei ist das Bier jetzt so unverhältnismäßig teuer, daß es, wenn der Aufschlag so fort geht, wie bis heute, bald für den gewöhnlichen Mann unerschwinglich sein wird. Wessen Bierdurst jetzt einigermaßen lebhaft ist und sich täglich einstellt, wie das nur schon leider so ist, der muß sich alljährlich beim Abschlusse seiner Jahresberechnung ein schweres Loch in seinem Geldbeutel gefallen lassen. Ja was hat man eigentlich in unserer Zeit, wenn man sich so ein Glas Bier für seine sauer verdienten Kreuzer kauft. Man bekommt ein großes Glas dünner brauner Flüssigkeit mit einem Gehalte von Malzextrakt, der an Nährwert einem ganz kleinen Stückchen Brot kaum entsprechen dürfte, aber von viel Alkohol und daneben auch von den betäubenden Substanzen der Hopfenblüte und dann von viel, viel Wasser. Das erfrischende darin ist eigentlich nur dieses und etwas Kohlensäure.

Und löscht dann das Bier den Durst? O ja, wenn man es langsam trinkt, mit einem Glas vorlieb nimmt und nicht gleich bei jeder neuen Durstregung nach einem neuen Glase langt. Leider wird's aber nicht immer so gemacht. Viel öfter kommt es vor, daß ein Mann in der Erhitzung so ein Glas Bier glatt hinunterschüttet und alsbald darauf ein zweites, um kurz darauf wieder großen Durst zu verspüren, der sich mit jedem neuen Glas auch neu einstellt. Kurz der ewige Durst für den ganzen Tag ist dann fertig. Den einen kostet's viel Geld, den andern macht es trunken, der dritte ist unzufrieden, weil er die Mittel nicht hat, seinen Durst zu löschen und hadert mit unserem Herrgott. Geschieht so eine leidige Durstlöchererei aber öfters, so wird sie zuletzt zur schlimmen Gewohnheit und eine Gefahr für das gute Fortkommen des damit Behafteten und ein Unglück für seine Familie.

Bedenken muß man hier auch, daß ein eifriger Biertrinker eben mit dem Biere, Mengen von Alkohol vertilgt, von denen er meistens selber wohl gar keine Ahnung hat.

Im Durchschnitt wird das Bier 4 Prozent Alkohol enthalten und demnach ein Glas Bier (1/2 Liter) in Summa 20 Gramm reinen Alkohol. Trinkt daher so ein Spießbürger am Abend in der Stammkneipe nur 5 Halbe Liter, so hat er damit 100 Gramm reinen Alkohol verschlungen und dies entspricht etwa einem Trunkte kräftigen Schnaps von 300 Gramm, also weit über 1/4 Liter.

Täglich 1/4 Liter kräftigen Schnaps zu trinken, würde sich der Mann sicher schämen, aber in seinen verschiedenen Abendschoppen beim Biere genießt er dasselbe und weiß nicht einmal etwas davon.

In der Verdünnung, in der hier der Alkohol genossen wird, kommt seine Wirkung ja freilich, obwohl es eine große Menge im ganzen zusammen gerechnet ist, nicht so auffallend nach außen zur Geltung. Aber die eigentliche schädliche Rückwirkung des Biertrinkers auf seine Gesundheit dürfte bei einem solchen

gewöhnheitsgemäßen starken Biergenusse dieselbe sein, als wenn er den in den verschiedenen Glas Bier enthaltenen Alkohol zusammen in einem großen Glase Schnaps täglich zu sich nehmen würde.

Solche Mengen Alkohol sind eben schädlich, mag man dieselben mit viel Flüssigkeit verdünnt als Bier zu sich nehmen, oder mit wenig Wasser verdünnt als Schnaps. Im Schnapsglas kann man den Feind mit einem Blick übersehen, im Biere schleiht er verborgen herum wie die Schlange im Grase, das soll man sich wohl merken, und die schleichende Schlange meiden, denn unendlich viel Unheil rührt gerade von ihr her.

Für Haus und Küche.

Erdäpfelsuppe mit Paradeisäpfel. Man kocht rohe, blättrig geschnittene Erdäpfel in Rindsuppe weich und passiert dann dazu einige in Butter und grüne Petersilie gedünstete Paradeisäpfel zu der Erdäpfelsuppe, welche nach Geschmack gesalzen und angerieben wird.

Holländersauce. Ein halbeigroßes Stück Butter treibt man mit zwei Eidottern recht flaumig ab, rührt dann zwei Löffel voll Mehl und das nötige Salz dazu, gießt das Ganze mit etwas Suppe auf und rührt es auf dem Feuer, bis es dick geworden, worauf man es verwendet.

Gedünstete Kohlrabi. Man läßt in einer Kasserolle ein eigroßes Stück Butter zerfließen, läßt darin grüne Petersilie anlaufen, gibt zwei Teller voll kleinwürfelig geschnittene Kohlrabi hinein, gießt sie mit etwas Suppe auf und läßt sie zugedeckt weichdünsten. Nun werden sie mit 1 bis 2 Löffel Mehl gestäubt und nur mit soviel Suppe verrührt, daß sie die gehörige Dike bekommen. Aufgekocht, werden sie nach Geschmack gezuckert und gesalzen, dann angerichtet.

Zwiebelsalat. 5 Stück weiße, große Zwiebeln werden in der heißen Röhre vollkommen durchgebraten; wenn sie ausgekühlt sind, nimmt man die äußere Schale weg und schneidet die Zwiebeln sehr fein, rührt sie mit Salz, Essig und Del gut an, worauf man den Salat verwendet.

Kalbshlegel mit Rahmsauce. Der Kalbshlegel wird geklopft, abgehäutet, gesalzen und gespickt und mit einem eigroßen Stück Butter mürbe gebraten; dann seht man das Fett ab, gießt einen Viertelliter Rahm darüber und läßt ihn unter fleißigem Begießen noch etwas braten. Fertig gebraten, wird die Rahmsauce darüberpassiert und mit gedünstetem Reis oder Erdäpfelsalat serviert.

Für den Landwirt.

Der gemeinschaftliche Betrieb des Kleinwaldbesitzes.

Referat des Herrn Forstkontrollors Viktor Charwat bei der Hauptversammlung des land- und forstwirtschaftlichen Vereines am 12. Mai in Oberplan.

(Fortsetzung.)

Das Zusammenschließen zu dieser genossenschaftlichen Organisation muß also so viel als möglich der freien Betätigung der Interessenten überlassen bleiben.

Welche Bedeutung einer solchen Organisation innewohnt, erhellt aus der ungeheuren Ausdehnung des Kleinwaldbesitzes in Oesterreich; er nimmt hier die Fläche von 4,330.000 ha ein, also ungefähr 1/3 des gesamten Waldlandes. Bedenkt man, daß an dieser Fläche sich zum weit aus größten Teile Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland beteiligen, wo der Waldstand des Kleinwaldbesitzes ungefähr die Hälfte des gesamten Waldlandes dieser Kronländer ausmacht, daß er in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten so gar mehr als die Hälfte beträgt, so wird man die außerordentliche wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Frage der Waldgenossenschaften zu würdigen wissen. (In den Alpenländern hat man sich schon zum Vorteil der Kleinwaldbesitzer innig mit dem Genossenschaftswesen befreundet).

Angeichts dieser umfassenden Aufgaben müßten natürlich Staat-, Land- und Privat-korporationen kräftig zusammenwirken, um die Genossenschaftsbildung zu fördern. In erster Linie wäre darauf hinzuwirken, daß Aufklärung und Sinn für die Vorteile eines gemeinschaftlichen Arbeitens in den Kreisen der bäuerlichen Waldbesitzer verbreitet werde. Staat und Land müßten außer der moralischen Förderung der Genossenschaftsbildung diese auch materiell fördern, insbesondere durch Gewährung unverzinslicher nach einer Reihe von Jahren ratenweise rückzahlbarer Darlehen, wie solche Staat und Land beispielsweise für die Wiederbebauung der von der Reblaus heimgesuchten Weingärten gewähren; eine solche Förderung könnte weiters durch Lieferung billigen und guten Pflanzenmaterials aus Staats-, Landes- und auch Privatpflanzgärten geschehen, insbesondere auch durch Steuernachlässe und Gewährung von Subventionen, wie letztere der Landesauschuß von Böhmen in freigebiger Weise jenen Kleinwaldbesitzern zukommen läßt, welche unproduktive landwirtschaftliche Flächen durch Aufforstung zum Waldbestande einziehen. Weiters müßten für derlei Waldgenossenschaften eigne Aufforstungs- und Wirtschaftspläne aufgestellt werden und die Oberaufsicht über die wirtschaftliche Gebarung müßte durch staatlich geprüfte Forstwirte gehandhabt werden.

Wären nun solche Genossenschaften als Bezirksgenossenschaften gegründet, dann sollten sich dieselben zu Landesverbänden und diese wieder zu einem Reichsverband vereinigen. Mit letzteren zwei Organisationen sollte der Großgrundbesitzer Fühlung nehmen und dieses gemeinsame Zusammenwirken wäre dann eine starke soziale und finanzielle Macht, welche jeder Trutz- und Kartellbewegung unter den Händlern erfolgreich gegenüber stehen würde.

Nun erübrigt mir noch, die Frage zu erörtern: Ist jeder Kleinwaldbesitz zum genossenschaftlichen Zusammenschluß geeignet? Hier auf muß ich leider antworten: Ganz gewiß nicht! Hier bei uns im Böhmerwalde besonders dürfte eine genossenschaftliche Vereinigung der Kleinwaldbesitzer, welche ja zumeist auch Landwirte sind, sehr auf Schwierigkeiten stoßen, weil hier die Wirkungen der seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschenden

Agrarkreise besonders bemerkbar sind. Es muß doch allgemein zugestanden werden, daß es ein großer Fehler der damaligen Agrarpolitik war, daß man bei den Servitutenablösungen einfach ein entsprechendes Stück Wald einer Gemeinschaft hinwarf, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, was damit geschehe, ob es aufgeteilt würde oder als Gemeinschaftsgut verbliebe. Die Servitutenablösung wäre der vielleicht niemals besser zutreffende Augenblick zur Gründung von Waldgenossenschaften gewesen, vor allem deshalb, weil das seelische Gefühl von einem einmal innegehabten Besitztum nicht abzugehen, hier vermieden worden wäre. Man hätte es eben gar nicht zum individuellen Besitz kommen zu lassen brauchen und diejenigen, die bisher nur Servitutsrechte an fremdem Waldeigentum gehabt hatten, wären wohl ganz zufrieden gewesen, nunmehr einen eigenen Wald, wenn auch nur in der Form von Genossenschaftsanteilen zu erhalten.

Zum großen Unterschiede von der Landwirtschaft, bei welcher der Kleinbetrieb ganz gut bestehen kann, und fast durchaus konkurrenzfähig mit dem Großbetrieb ist, stellt der Wald gewissermaßen den typischen Charakter eines vorwiegend zum Großbetrieb geeigneten Objektes dar.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Reinigung der Wasserflaschen. Das Wasser setzt, besonders wo es eisen- oder salpeterhaltig ist, sehr viel ab und verunreinigt dann die Flaschen. Goldklar wird jede Flasche und jedes Glas, wenn man etwas Salzsäure hinein gibt und dann sehr gut mit frischem Wasser nachspült; dieses Mittel ist ebenso einfach wie sicher wirkend. Selbstverständlich muß jeder Rest von der Säure entfernt werden, bevor die Glaswaren wieder in Gebrauch genommen werden.

Welf gewordene Äpfel lassen sich nicht gut schälen; wenn sie aber einige Zeit in kaltes Wasser gelegt werden, so bekommen sie eine stramme Schale und lassen sich dann glatt abschälen.

Brandflecke, welche durch zu heißes Bügeln entstanden sind, ohne daß Fasern zerstört wurden, bestreicht man mit Boraxwasser und glättet dann diese Stellen trocken.

Gläser vor dem Zerspringen zu sichern. Zu diesem Zwecke wird empfohlen, sie in kaltem Wasser langsam zu erhitzen, dann dem Wasser etwas Salz beizugeben und, wenn das Wasser noch einige Zeit gekocht hat, es mit den Gläsern wieder langsam erkalten zu lassen.

Ritt für größere Fugen und Löcher. Ein guter Ritt, der hart wird, aber dennoch elastisch bleibt, wird hergestellt, indem man Farbenhaut feinhackt und sodann mit Firnis und Kreide zusammenknetet. Die zerhackte Farbenhaut enthält, obwohl trocken, doch eine größere Quantität Leinöl als ein nur mit Kreide und Del bereiteter Ritt, auch bewirkt der in der Farbenhaut enthaltene Trockensstoff ein schnelleres Erhärten.

Ritzen der Marmorplatten. Um Marmorplatten schön weiß zu erhalten, genügt

das gewöhnliche Abwaschen nicht, von Zeit zu Zeit muß man dieselben mit einem in Petroleum getränkten Lappen abreiben. Sind einige Flecken sehr hartnäckig, so lasse man auf diesen etwas Petroleum kurze Zeit stehen und reibe dann erst recht kräftig. Jedoch hüte man sich, dies zu lange und zu oft zu tun, damit die Platte nicht angegriffen wird. Aus demselben Grunde nehme man zur Reinigung stets nur Lappen, nie aber eine Bürste, wie dies leider oft geschieht. Die Bürste nimmt mit der Zeit allen Glanz von der Platte und macht dieselbe rauh. Nach jeder Reinigung mit Petroleum wasche man mit klarem Wasser nach und trockne dann den Marmor wieder ab. Unsere stets so behandelten Platten auf Waschtischen sind nach langem Gebrauch noch wie neu.

Büchertisch.

Gottesminne. Monatschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgeber P. Ansgar Böllman. Verlag der Alphonso-Buchhandlung, Münster i. W. Monatlich 1 Heft. Preis jährlich 5 K 40 h. Wer sich über das schönste und zarteste, was die katholische Poesie in alter und neuer Zeit hervorgebracht hat, auf dem Laufenden erhalten will, der abonniere sich auf die schöne kleine Zeitschrift „Gottesminne“, die in Vers und Prosa immer das Beste und Auserlesenste aus kath. Federn in Gedichten, Erzählungen, Uebersetzungen und Aufsätzen ihren Lesern bringt. Auch treffliche Illustrationen, Dichterbildnisse, sind stets beigegeben. Die Zeitschrift ist höchst empfehlenswert.

Als ein sehr hervorragendes, zeitgemäßes Werk ist das eben von Prof. Jos. Schinzel-M-Ostrau erschienene Buch **„Seelsorgliches Wirken in Industrieorten der Gegenwart“** (Verlag von Ambr Opitz Nachf., Wien, Preis 2 K 60 h) zu bezeichnen. Es stellt das Volksleben dar und gibt erprobte Hinweise über die Pflege guter alter und Weckung neuer guter Zustände und die Entfernung oder Milderung neuer sittlicher, sozialwirtschaftlicher und hygienischer Uebelstände. Wo immer auch nur ein Teil der vorgebrachten Anregungen Verständnis und Befolgung finden wird, ist für die betreffende Gegend gewiß ein großer Fortschritt in Aussicht. Der Inhalt dieses Buches ist für Geistliche und für intelligente Laien von großem Interesse.

Seitens der rührigen Verlags-Handlung Bukon & Bercker in Revelaer (Rheinland) sind wieder mehrere ausgezeichnete neue oder in neuer Auflage ausgegebener Erbauungs- und Gebetbücher erschienen, als deren vorzüglichste wir hier zunächst besonders empfehlend hervorheben: **„Gebetbuch für die katholische Männerwelt“** von Dr. Jos. Anton Keller. Dritte umgearbeitete Auflage, 1 Mark 50 Pf. (= 1 K 60 h) und höher bis Mt. 425. Dieses wahrhaft köstliche Büchlein möchte in der Hand recht vieler katholischer Männer zu finden sein zum Segen für sie und ihre Familien. Die belehrenden Aufsätze des 1. Teiles werden jeden katholischen Mann zur Erfüllung seiner verantwortungsvollen Aufgaben anspornen. — Bestbekannt ist auch das in verbesserter Auflage erschienene Andachtsbuch für Bräute und christliche Frauen **„Myrtenkranz“** von P. Dohler (1 K 86 h, je nach dem Einband bis 6 Mt. 75 Pf.); alle Lebensverhältnisse sind darin mit passenden Belehrungen und Anleitungen verbunden. Ferner seien erwähnt: **„Das Brot des Lebens“**, von Dr. Anton Tappehorn (Mt. 1:35 und höher bis Mt. 6. Prachtausgabe Mt. 3:40 bis Mt. 10). **„Der Christ im Ehestand“**, Wegweiser und Gebetbuch für christliche

Eheleute, von P. Martinus (Mt. 1:50 bis Mt. 10). **„Jesus und die christliche Jungfrau“**, Lehr- und Gebetbuch für Jungfrauen von P. Waldner (Mt. 1:50 und höher bis Mt. 10). **„Maria, unsere Trösterin“**, von Josef Kremer. (Ausgabe 1 Feindruck. 7. Auflage. Mt. 1:50 und höher bis Mt. 10. Ausgabe 2 in großem Druck. 5. Auflage. Mt. 1:50 und höher bis Mt. 425.) **„Die Gnadensonne des 20. Jahrhunderts“**, Gebet- und Erbauungsbuch zur Verehrung des hl. Herzens Jesu nebst einem Anhang zur Verehrung des reinsten Herzens Mariä von P. Haagen (Mt. 1:65 und höher).

Oesterreichischer Hauskalender für 1908. Verlag A. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen. Geh. 80 h, geb. 1 K. Der genannte Kalender, schon bisher in mehr als 20 000 Familien ein gern gesehener Plauderer und Ratgeber, feiert mit dem neuen Jahrgang sein „silbernes Bestandsjubiläum“, weshalb der neue Jahrgang noch schmücker und interessanter ausgestaltet wurde als alle seine Vorgänger. Dieser Jahrgang erinnert an jene Zeiten des vorigen Jahrhunderts, wo die „Kalendermacher“ jahrüber einen Gutteil ihrer Zeit, ihr bestes Können, ihren ganzen Sammeleifer daransetzten, um den Kalender zu einem wirklichen Jahrbuche zu machen, in das man sich immer wieder gerne vertiefte. Der „Oesterr. Hauskalender“ umfaßt 120 Seiten Text, zirka 100 gut gewählte Bilder, darunter ein reizendes Mehrfarbenbild „Rosenfranzkönigin“, außer dem reichhaltigen, abwechslungsreichen Textteile das vollständige Kalendarium, einen kirchlichen Kalender, die wichtigsten genealogischen Daten unseres Kaiserhauses, ein alphab. Verzeichnis der Taufnamen und das Jahrmärkteverzeichnis für die Sudetenländer. Der Textteil bringt herrliche Gedichte, eine ganze Reihe echter guter Volks-erzählungen, ferner kulturgeschichtliche Aufsätze, Apologetisches, praktische Winke für den Landwirt, für Gesundheitspflege, Tabellen über Post und Gebühren, Stempelpflicht etc. Der „Oesterr. Hauskalender“ zählt, kurz gesagt, nicht nur zu den schönsten, sondern auch zu den besten Kalendern Oesterreichs.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher mit kleinem und großem Drucke, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theater-Literatur etc. können jederzeit durch die Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf bezogen werden.

Buntes Allerlei.

Zur Alkoholfrage.

Ein Dfenpester Gastwirt hat folgendes Gedicht gemacht und veröffentlicht: „Wenn ich drüber nachstudier' — was in unserm braunen Bier — auß'r Hopfen und Getreid' — sich noch sonst macht alles breit: — Rockelskörner, Alkohol, — Opium und Vitriol, — Kalmus, Wermut, Bitterklee, — Wachs, Maun und Aloe, — Pfeffer, Korianter, Zimmt, — Schwefelsäure selbst man nimmt, — Natron, Kali, Süßholzwast, — Farbholz, Syrup massenhaft, — kam' mich fast ein Zweifel an, — ob der Trank gesund sein kann, — wenn ich nicht zum Troste wußt': — daß das meiste „Wasser“ ist —“.

Baron und Bettler.

Zum Baron v. Rothschild kam ein Bettler und der Baron sagte ihm: „Junger Mann, Sie kommen um 10, statt um 7 Uhr? Sie scheinen erst jetzt aufgestanden zu sein. Ich bin ä alter Mann, bin aber jeden Morgen

um 6 Uhr auf!" — Bettler: "Bester Herr Baron, wenn Sie um 6 Uhr aufstehen, zünden Sie sich Ihre feine Zigarre an, gehen an's Fenster und sagen sich: Ich bin der Millionär Rothschild. Tut mer was? — Um zu mir aber zu sagen: Ich bin nur ein Lump auf der Welt — dazu hab' ich um 10 Uhr noch Zeit."

Können und Nichtkönnen.

Ein Student hatte in einem Gasthause viel von seinen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: "Jetzt haben wir wirklich genug von dem gehört, was Sie können; nun sagen Sie mir auch einmal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen dafür, das kann ich." — "Ich?" sagte der Student, "nun ich kann meine Beche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können." Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

Der unangenehme Beckapparat.

In Wien stand der Einspänner Karl Lang unter der Anklage der Gefährdung der körperlichen Sicherheit, weil er im Vorüberfahren den Brotführer Karl Zankowiz mit der Peitsche in's Gesicht geschlagen hatte. Bei dem Verhör entspann sich folgende Auseinandersetzung: Richter: Geben Sie das zu? — Angeklagter; Dös war ganz anders . . . i hab' eahm's a guat g'mant. — Richter: Nicht möglich! — Ang.: I siach, wie er auf der Wiedner Hauptstraßen auf der g'föhlten Seiten fährt . . . de G'schicht war für eahm g'fährli . . . da will i eahm auf'n rechten Weg weisen, — Richter: Dazu ist doch die Peitsche nicht da? — Ang.: Selbstverständli! aber er hat g'schlafen . . . da hab' i eahm mit der Peitschen nur a Wengerl kizelt, daß er munter wird. (Heiterkeit.) — Richter: Ein neues, aber gefährliches Beckmittel. — Ang.: Aber . . . 's war gut g'mant. Lang wurde zu fünf Kronen Geldstrafe verurteilt, womit er sich einverstanden erklärte.

Auch ein Element.

"Nenne mir die Elemente," sagte der Lehrer zu einem seiner Schüler. Dieser nannte sie. "Sind Sie das alle?" fragte der Lehrer weiter einen andern Schüler. — "Nein," lautete die Antwort, "es fehlt noch der Branntwein". — "Was, Junge, der Branntwein?" — "Ja, mein Vater sagt immer, der Branntwein sei sein Element."

Fronie der Eitelkeit.

Der Schmetterling saß im Sonnenschein Auf buntem, duftendem Blümelein Und strahlte im Farbenkleide All seinen Geschwistern zum Neide. Nachdem er ob ihres Uergers gelacht, Da hob er seine Flügel und schacht Ließ er zur Psüze sich tragen: Draus trank er mit Wohlbehagen!

Treffen und Interessen.

König Wilhelm der I. von Preußen kehrte einst, nach einer Jagd, bei einem Amtmann ein. Der letztere bewirtete seinen hohen Gast, so viel es ein so unerwarteter Besuch zuließ, sehr gut. Dem König fiel der abgetragene

grüne Rock des Amtmanns auf; er lenkte das Gespräch auf die Kleiderpracht in der Residenz und auf die damalige Mode der mit goldenen Treffen besetzten Röcke und Westen. "Warum trägt Ihr denn keine Treffen?" fragte er den Amtmann. "Das kommt daher Euer Majestät," versetzte der Angeredete, "weil ich weniger von Treffen als Interessen halte!"

Die Wurst und der Soldat.

Welche Rolle die Wurst im Gemütsleben des Soldaten zuweilen spielt, davon gibt Zeugnis ein Soldatenbrief, den der "Westf. Volksfrd." nach dem Original folgendermaßen wiedergibt: "Liebe Eltern! Ich danke Euch seer süß die Worrtscht. Ich habbe mir ühber die Worrtscht seer gefreht. Die Worrtscht hat seer gut geschmeckt. Es wahr seer siehl Worrtscht. Ich habbe dem Schorsch aug von der Worrtscht gegeben. So gute Worrtscht hat er noch nieh gegeben. Meine Worrtscht ist bald wech. Eßt doch nich ahle Worrtscht auf, damid ich neujaahr auch noch Worrtscht frieche. In der Hoffnunch, daß Ihr mich wieder Worrtscht schickt, verpleipe ich Euer treuhen Soohn ignaz."

Kindermund.

Mama hat sich mit der kleinen Martha auf einem Winternachmittag verspätet, so daß bei ihrer Heimkehr schon der Mond am Himmel steht. Die Kleine, die den Mond noch nie so recht gesehen hat, hört aufmerksam zu, was Mama ihr über den Mond erzählt. Als die Kleine nach einigen Tagen wieder gegen Abend auf der Straße ist, fragt sie: "Mama, wo ist denn heute der Mond?" — "Heute kannst Du ihn nicht sehen, weil es regnet," antwortet die Mutter. "So," sagte die Kleine, "der hat sich sicher untergestellt, damit er nicht naß wird."

Die Hand auf den Rücken.

Max war beim Hauptmann Bursche geworden, war aber mit den Umgangsformen noch nicht so recht vertraut. Der Herr Oberst war zum Abendessen geladen und Max erhält von der Frau Hauptmann seine letzten Instruktionen: "Also Max, wenn Sie den Fisch und den Braten herumreichen, immer bei der Frau Oberst anfragen, von links herantreten, die Schüssel in die linke Hand, die rechte Hand auf den Rücken gelegt!" "Zu Befehl, gnädige Frau, ich weiß schon!" antwortete Max. Der Abend naht, man setzt sich zu Tisch, die Suppe ist glücklich vorbei. Max erscheint mit der Forellenschüssel, die Hausfrau verfolgt den kriegerischen Ganymed mit besorgten Blicken. Gott sei Dank, er tritt von links zur Frau Oberst, präsentiert seine Schüssel und legt mit verbindlichem Grinsen der Kommandeuse die weißhandschuhte Pranke vertraulich auf den atlasbezogenen rundlichen Rücken! Dieser wörtlichen Befolgung eines erhaltenen Befehles hatte es Max zu verdanken, daß er fortan an Stelle der Bratenschüsseln wieder das Dienstgewehr handhaben durfte.

Lustige Gde.

Der Herr im Hause. Er (aufgebracht): "Ich möchte doch ein für allemal wissen, wer hier Herr im Hause ist?" — Sie: "Beruhige Dich, Lieber,

Du wirst weit glücklicher sein, wenn Du das nicht so genau weißt."

Drastisches Beispiel. Leutnant: ". . . Na, kannst Du mir ein Beispiel davon geben, was Disziplin ist?" — Rekrut: "Wenn der Herr Leutnant sagt, ich wär ein Schafskopf und ich antworte: Jawohl, Herr Leutnant!" (L. Bl.)

Annonce. Eine gut erhaltene Zahnbürste, fast wie neu, ist wegen zurückgegangener Verlobung billig abzugeben.

Verstreut. "Herr Doktor, ich möchte Sie wegen meines geschwollenen Fußes um Rat fragen." — Arzt (beschäftigt): "Gut, gut. Haben Sie ihn mitgebracht?"

Verwechslung. A: "Zwei Mütter, eine reich, eine arm, kommen in einer Wohnung zu gleicher Zeit nieder; die Kinder werden verwechselt, was würden Sie tun, Herr Kandidat?" — B: "Steht es fest, daß die Kinder verwechselt worden sind?" — A: "Selbstverständlich!" B: "Dann tauscht man sie wieder aus."

Am Telephon. "Ist der Herr Direktor des Versamtes zu sprechen?" — "Ich bin es selbst. Was wünschen Sie?" — "Sagen Sie mir, bitte, wieviel Uhr es ist." — "Wie können Sie sich eine derartige impertinente Frage erlauben?" — "Aber Sie haben doch seit gestern meine Uhr dort?"

Rätsel-Aufgaben.

Rebus.

A. B.

m m n n b b
m n m n e n b iss b
m m n n b b

Quadraträtsel.

A. B.

R R R R R Zeitangabe.
E E E E E Heldin.
E U N T T Vogel.
O O O A A Dede.
M M M L L Betörte.

Rätsel.

Bier Jahr' bleibt er aus,
Dann kommt er nach Haus
Und zeigt sich wieder
Im Kreis seiner Brüder.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. (Quadraträtsel.)

C A T O
A T O M
T O G A
O M A R

2. (Rebus.)

Großer Auslauf des Volkes.

3. (Diamanträtsel.)

H
T A U
K N U T E
T A U S C H E N
H A U S K N E C H T
S C H E N K E N
K N E C H T
E C H T
T

Auf folgende Rätsellöser entfallen Preise durch das Los: Jos. Birklbauer, Rainbach (Ob. Oesterr.); Alois Bug, St. Lorenzen (Steiermark); P. Agnellus Fischer, Innsbruck; P. Franz Belta, Telfs.

Bestes Mariengebetsbuch für Jedermann:

Maria, unsere Trösterin.

Kath. Andachtsbuch v. J. Kremer. Ausg. I. Feindruck. 7. Aufl. In den Preisen Mark 1,65, 2,00, 2,40, 3,75.

Ausgabe II mit großem Druck. 5. Aufl. In den Preisen von Mk. 1,50, 2,—, 2,50 und teurer.

Butzon & Bercker, Kvelaer (Rhld.)
Verleger des Heil. Apostol. Stuhles.
Erhältlich in der Buchhandlung

A. Opitz, Warnsdorf.

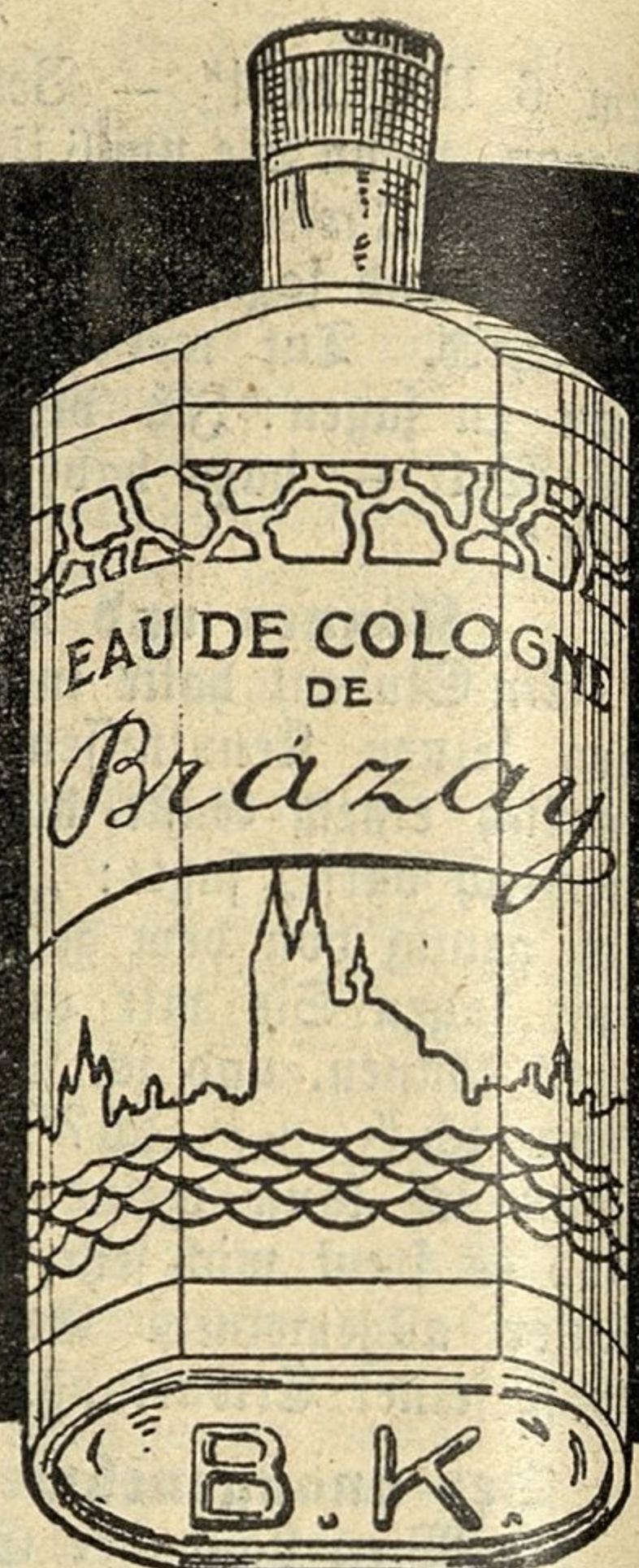
EAU DE COLOGNE DE BRÁZAY

Beliebtester und feinsten Toilette-Artikel!

Wegen seines aussergewöhnlich feinen und vornehmen Duftes und erstklassigen Zusammensetzung alle anderen als Eau de Cologne bekannten Toilette-Artikel **übertreffend. Intensiv riechend! Erfrischend und kräftigend (muskelstärkend). Nervenberuhigend!** In Flaschen à —,50, 1.—, 2.— u. 4.— K.

Ueberall erhältlich, wo nicht, wende man sich an

BRÁZAY, Wien, III/2, Löwengasse 2.



Billige Bettfedern.

Ein Kilo graue, geschliffene K 2.—; halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima daunenweiße K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—; Daunen: grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—
Von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem, rot, blau, gelb oder weißem Inlet (Nanking), eine Tuchent, Größe 170×116 cm, samt 2 Kopspolster, diese 80×58 cm, genügend gefüllt, mit neuen grauen gereinigten, füllkräftigen u. dauerhaften Federn K 16.—, Halbdaunen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, K 16.—, Kopspolster K 3.—, K 3.50, K 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.

Max Berger in Deschenitz Nr. 84, Böhmerwald.
Nichtkonvenientes umgetauscht, oder Geld retour. — Preisliste gratis und franko.

Das Kaffee-Spezial-Geschäft

Begründ. 1888. **Clem. Haberzettl in Arnau a. E.,** Begründ. 1888.

empfiehlt seine allgemein beliebten Sorten Kaffee:

Melange Nr. 11, 1 Kg. K 3.50 geröstet

" 15, " 4.80

Bei Postkoll 4 1/2 Kg. netto franko jeder Poststation gegen Nachnahme.

Diese Sorten eignen sich für jeden Kaffeetisch, Hotels und Restaurants. Eine kräftige aromatische Tasse Kaffee kann nur durch fachgemäße Bohnenmischung erzielt werden. In allen anderen feinen gerösteten und rohen Sorten billigste Preisliste. Bekannt streng solide Gebahrung.

Erstes einziges christliches Bettfedernversandgeschäft in Deschenitz.

Anerkannt billige und reelle Bezugsquelle für böhmische Bettfedern.

1 Kilo neue, graue, geschliffene Bettfedern K 2, halbweiße K 2.80, weiße K 4, bessere K 6, Herrschaftsschleiß, schneeweiß K 8, Daunengrau K 6—7, weiß K 10, Brustflaum K 12, Kaiserflaum K 14, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem rotem, blauem, gelbem oder weißem Nanking (Inlett) 1 Tuchent 170 cm lang 118 cm breit samt 2 Kopspolster, 80 cm lang, 58 cm breit, genügend gefüllt mit neuen grauen dauerhaften Bettfedern K 16, Halbdaunen K 20, Daunen K 24, Tuchent allein K 12—14 u. 16, Kopspolster allein K 3—3.50 u. 4, ferner Unterbetten und Kinderbetten I. Preisliste versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10 an franko **Josef Blahut in Deschenitz, 140, Böhmerwald.** Nichtpassendes umgetauscht od. Geld retour. Ausf. Preisliste grat. u. frank.

Wichtig für die Landwirtschaft!

Bei sich vor Schaden durch Raupen, Engerlinge, Blatt- und Blatläuse, Würmer und sonstige Schädlinge bewahren will, verwende im Obst- und Gemüsegarten nur

Fichtenin.

Jungvieh, als Kälber, Ferkel, Füllen, werden von der Viehlaus am raschesten und radikalsten befreit nur durch

Fichtenin.

Pferde und sonstige Haustiere, welche der Fliegen- und Gelsenplage ausgesetzt sind, werden bei Anwendung des

Fichtenin

von diesen Insekten nicht mehr belästigt. Die Beseitigung jedweden Ungeziefers aus den Stallungen kann nur mit

Fichtenin

gründlich erreicht werden.

Fichtenin ist vollkommen giftfrei. Prospekt und Bezugsquellenangabe durch

L. österr. ung. Fichteninwerke in Troppau.

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche,

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Inletts, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschir- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. **Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen** empfiehlt das

Versandgeschäft

Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.